Kleists Käthchen von Heilbronn

(Teildruck)

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

hohen philosophischen Fakultät

der

Vereinigten Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg

vorgelegt

von

Friedrich Röbbeling

aus Rübeland

Halle a. S.

Druck von Ehrhardt Karras

1913

Kleists Käthchen von Heilbronn

(Teildruck)

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

hohen philosophischen Fakultät

der

Vereinigten Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg

vorgelegt

von

Friedrich Röbbeling

aus Rübeland

Halle a. S.

Druck von Ehrhardt Karras

1913

Referent: Herr Prof. Dr. Saran.

Tag der mündlichen Prüfung: 5. März 1913.

Mit Genehmigung der hohen philosophischen Fakultät wird nur ein Teil der eingereichten Arbeit als Dissertation gedruckt. Vollständig erscheint sie im Verlage von Max Niemeyer in Halle a. S. als Band XII der

„Bausteine zur Geschichte der neueren deutschen Literatur“,

herausgegeben von Franz Saran, Professor an der Universität Erlangen.

Meiner lieben Mutter

Vorwort.

In einem einleitenden Kapitel der gesamten Arbeit ist der Gang der Forschung über das „Käthchen" kritisch beleuchtet. Die Bedingungen für ein richtiges Verständnis der Kleistschen Dichtung waren so ungünstig, daß es heute noch schwer ist, mit ungetrübtem Blick und vorurteilslos an das Kunstwerk heranzugehen. Deshalb wurde besonderer Wert auf die Analyse des Stückes gelegt und versucht, den Maßstab lediglich aus der Dichtung selbst zu nehmen. — Auch die scheinbar unbedeutenden Züge wurden sorgsam zu einer inneren Seelenentwicklung verbunden, um zu dem Gehalt vorzudringen, der in der Resultante der einzelnen Entwicklungslinien liegt.

Aus der Analyse der charakteristischen Gestalten ergibt sich, daß es sich im Käthchen nicht darum handelt, daß „Stockjunkertum durch hingebende Liebe besiegt" werde. Das Drama wurzelt viel tiefer in Kleists Leben und Weltanschauung. Persönliche Leiden und geistige Kämpfe sind darin gestaltet, und jahrelanges vergebliches Ringen und Suchen, aus innerer Zerrissenheit herauszukommen, hat hier seinen Ausdruck und seinen vorläufigen Abschluß gefunden. — Dieses wird im einzelnen erwiesen.

Inhaltsübersicht.

Seite

Bibliographie VII

I. Kapitel: Kurze Entwicklung von Kleists Lebensanschauung bis zum „Käthchen“ 1

II. Kapitel: Literarische Grundlagen.

§ 1. H. v. Kleist und G. H. Schuberts „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft“ (1808). Natürliche Sympathie. Leibliche Gebundenheit 13

§ 2. Chr. M. Wielands platonische Jugendschriften. Ideelle Sympathie. Hälftenliebe 21

§ 3. Z. Werners „Martin Luther oder die Weihe der Kraft“. Theorie der Hälften- oder Halbliebe 29

§ 4. L. Tiecks Genoveva. Traum, Liebe und Religion 38

§ 5. Persönliche Motive 42

§ 6. Entstehungsgeschichte. Melusinenfabel. Vergleich der beiden Fassungen 47

Bibliographie.

A. Wagner, Über Mystizismus und Schwärmerei. Fouqués Ztschr. „Die Musen", 1812, 2. Quartal, S. 31.
Über Jac Böhmes „Morgenröte" und Kleists „Käthchen von Heilbronn".

L. Börne, Das Käthchen von Heilbronn. Wage I, September 1818 = Ges. Schriften. Hamburg 1862, Bd. IV, S. 163—169.

Böttiger in Dresdener Abendzeitung, 15. Dezember 1819, Nr. 299, S. 300 ff. Vgl. Rahmer, H. v. Kl., S. 288—264.

Hinterlassene Schriften von H. v. Kleist. Herausgegeben von L. Tieck. Berlin 1821.

Fr. Horn, Umrisse zur Geschichte und Kritik der schönen Literatur Deutschlands während der Jahre 1790—1818. Zweite vermehrte Auflage. Berlin 1821. III. Buch, § 5—13, S. 153—162.

M. v. Collin, Über neuere dramatische Literatur = Jahrbücher der Literatur. Wien 1822. Bd. XX, S. 109 ff.

H. v. Kleists gesammelte Schriften. Herausgegeben von Ludwig Tieck. Berlin-Reimer 1826.

L. Tieck, Dramaturgische Blätter, 1826, II, S. 239—240.
Über Käthchenaufführung.

Solgers Nachgelassene Schriften und Briefwechsel. Herausgegeben von L. Tieck und F. v. Raumer, 1826. Bd. I, S. 207.
Über das „Käthchen" sehr lobend.

F. Hebbel, Über Th. Körner und H. v. Kleist, 1835. S. W. (R. M. Werner) IX, S. 31 ff.
Vgl. Briefe Bd. I S. 360. Über „das Käthchen von Heilbronn von dem gewaltigen, herrlichen, unglücklichen Kleist", und die Romanze, die Hebbel „über dasselbe wahrhaft göttliche Thema" gedichtet hat: „Schön Hedwig" (S. W., Bd. VI, S. 172 ff.).

Chr. D. Grabbe, Das Käthchen von Heilbronn, Ritterschauspiel in fünf Aufzügen, nebst einem Vorspiel (!): Das heimliche Gericht. Düsseldorfer Tageblatt, Nr. 83, 21. März 1836 = S. W. (Griesebach) 1902, IV, S. 101—102.

F. Hebbel, Tagebücher N. 3323 (Rom, 21. Februar 1845) = Rötschers Jahrbücher für dramatische Kunst und Literatur, 1848, S. 192—204. „Gedanken beim Wiederlesen des Käthchens von Heilbronn von H. v. Kleist = S. W. XI, S. 86—90.

E. v. Bülow, Mitteilungen von Freunden und Verwandten Kleists an Bülow. Monatsblätter zur Ergänzung der Allgemeinen Zeitung, Cotta, November 1846, S. 512—530.

Der Salon, 1847, S. 70—74, H. v. Kleist. Ein Fragment nach Mitteilungen einer Freundin. Abgedruckt Biedermann, Gespräche S. 117 ff.
Auf Bülow fußend, mit teilweise etwas unfeiner Effekthascherei.

J. v. Eichendorf, Über die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland. Leipzig 1847.

E. v. Bülow, H. v. Kleists Leben und Briefe. Berlin 1848.

G. H. v. Schubert, Der Erwerb aus einem vergangenen und die Erwartungen von einem zukünftigen Leben. Eine Selbstbiographie. II. Bd., 1. Abt. Erlangen 1855.

Köpke, Ludwig Tieck. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters nach dessen mündlichen und schriftlichen Mitteilungen. Zwei Teile. Leipzig 1855.

Käthchen v. Heilbronn, Einrichtung von Laube. Wien 1857.

H. v. Treitschke, Heinr. v. Kleist. Preußische Jahrbücher 1858, II, S. 599—623.

A. Wolf, Theodor Körners Leben und Briefwechsel. 1858.

H. v. Kleists Ges. Schriften. Herausgegeben von L. Tieck, revidiert, ergänzt und mit biographischer Einleitung versehen von Julian Schmidt, 1859.

A. Wilbrandt, H. v. Kleist. Nördlingen 1863.

Briefe an Ludwig Tieck. Ausgewählt und herausgegeben von K. v. Holtei. Vier Bände. Breslau 1864,

G. Kühne, Deutsche Charaktere, Bd. IV, Leipzig 1866.

J. W. Gubitz, Erlebnisse. Berlin 1868. Bd. I, S. 177.
Über Berlin 1811. Hohe Religiosität-Abendblatt, Adam Müller setzt Kirche über die Regierung. „Alles lebt in der Idee, von Fichte bis auf Heinrich von Kleist, den cidevant „Prometheus".

R. Köhler, Zu H. v. Kleists Werken. Schnorrs Archiv. 1870.

R. Haym, Die romantische Schule. Berlin 1870.

A. Koberstein, Gesch. d. dtsch. Nat. Lit. Leipzig 1873. Bd. IV.

G. G. Gervinus, Gesch. d. dtsch. Dichtung. Leipzig 1874. Bd. 5.

J. Schmidt, H. v. Kleist. Preußische Jahrbücher 1876. 37, S. 593 ff.

R. Proels, Geschichte des Dresdener Hoftheaters 1877.

Briefe der Familie Körner. Deutsche Rundschau 1878. Bd. 15. S. 469.

O. Brahm, Das deutsche Ritterdrama des 18. Jahrhunderts. Straßburg 1880. Quellen und Forsch. 40.

F. Bamberg, H. v. Kleist. Allg. dtsch. Biogr. 1882. XVI, 149.
Hält im „Käthchen" das „Problem für geradezu verkehrt gelöst".

H. Bulthaupt, Dramaturgie der Klassiker. Oldenburg 1882. 6. Aufl. 1897.

E. Schmidt, H. v. Kleist. Österreichische Rundschau 1883. Bd. II, = Charakteristiken. Berlin 1886, S. 350—380.

J. Minor, Die Schicksalstragödie 1883.

O. Brahm, H. v. Kleist. Berlin 1884.

H. v. Kleists sämtliche Werke. Herausgegeben von Th. Zolling, Deutsche National Literatur. Stuttgart 1885.

H. Isaac, Schuld und Schicksal im Leben H. v. Kleists. Preußische Jahrbücher 1885. Bd. 55, S. 433—477.

M. Nowack, Die Melusinensage. Zürich 1886.

R. Weißenfels, Vgl. Studien zu H. v. Kleist. II, Kleist und Novalis. Z. vgl. Lit. Gesch. NF. I (1887/88) S. 301.

C. du Prel, Käthchen v. Heilbronn als Somnambule. Allg. Ztg., 1890, Nr. 320.

Dr. Pascal, (Leo Berg) Das sexuelle Problem in der modernen Literatur. Zweite Auflage, 1890.

H. v. Kleist, Das Käthchen von Heilbronn. Dramatisches Märchen zum ersten Male auf Grund des ursprünglichen Plans neubearbeitet von K. Siegen, 2. Aufl., 1890.
Das Unkleistische dieser „Verballhornung" Kleists ist nur von einigen Seiten gebührend hervorgehoben.

W. Bormann, Das Käthchen und die Wasserfrau. Deutsche Bühnenrundschau I, 15, 1891.
Zitat nach Rahmer, H. v. Kl. S. 300. Diese „bemerkenswerte Kritik Siegens" blieb mir trotz wiederholter Bemühungen unzugänglich.

H. Döhler, Zu H. v. Kleists Käthchen. I, 1. ZfdU. 1891, 5, S. 60.

M. Koch, Arnim, Klemens und Bettina Brentano. Stuttgart 1891.
Über das Griseldismotiv.

E. Gnad, H. v. Kleist. Lit. Essay. 2. Aufl. Wien 1891.

J. Zeidler, Die Parodie auf der Wiener Volksbühne Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts. 1891, Wiener StJB., S. 368—384.
z. B. „Kathi von Hollabrunn".

R. Krafft Ebing, Bemerkungen über geschlechtliche Hörigkeit und Masochismus. Jahrbücher für Psychiatrie. Wien, Bd. X, Leipzig und Wien 1892.

R. Reichel, Zu H. v. Kleists Käthchen von Heilbronn, ZfdU. VII, 1893, S. 495.

Niejahr, Penthesilea. Vierteljahrsschr. f. Lit.-Gesch. 1893, 6, S. 527.
Ueber den Einfluß der „Jungfrau von Orleans" auf das Käthchen". Der von Brahm betonte Einfluß der „Jungfrau" auf die „Penthesilea" wird zurückgewiesen.

K. Erdmann, Anrüchige Stoffe. 1893, S. 113/6.

R. Kade, Kleist in Dresden. Dresdener Anzeiger 1894, 18. Oktober.

J. Minor, Studien zu H. v. Kleist. Euph. I, S. 564—590. S. 582 Die Ironie bei Kleist.

R. Bonafous, Henri de Kleist. Sa vie et ses oeuvres. Paris 1894.

H. Rötteken, Kleists Penthesilea. Z. vgl. Lit.-Gesch. VII, N. F. 1894, S. 28—48 und Euph. IV, S. 718—755.

Wendet sich scharf gegen Krafft-Ebing, der Käthchen als Masochistin bezeichnet.

H. Gaudig, H. v. Kleist. Wegweiser durch die klassischen Schuldramen. Gera und Leipzig 1895.

Notiz zum Urbild des Käthchen von Heilbronn. Berliner Tageblatt 1895, Nr. 625a.

F. Schütz, Kleists Käthchen von Heilbronn und seine Beziehungen zu Österreich. Neue freie Presse 1895, Nr. 10970.

F. Groß, P. Lindaus Der Andere. Wiener Fremdenblatt 1895, Nr. 70.

Über Käthchens kataleptische Zustände.

Sp. Wukadinović, Über Kleists Käthchen von Heilbronn. Euph. 2, Ergänzungsheft 1895, S. 14—36.

G. Minde-Pouet, H. v. Kleist, seine Sprache und sein Stil. Weimar 1896.

H. Zimpel, H. v. Kleist und die Romantik. Nord und Süd 1896, Nr. 77, S. 369—391.

J. Minor, Das Schicksalsdrama. DNL. Nr. 151.

G. Brandes, Die romantische Schule in Deutschland, 1896, S. 272 bis 313. Kapitel 15: Die Mystik im romantischen Drama. Tieck, Kleist, Z. Werner.

J. Sadger, H. v. Kleist, eine pathologische Studie. Gegenwart 1897, 52, S. 149—153, 169—173.

Kleist als Hereditarier!

W. v. Wurzbach, Zur dramatischen Behandlung der Griseldissage. Euph. IV, 1897, S. 447—457.

R. Kade, H. v. Kleist. Goedekes Grundriß, 1898, VI. Bd., 2. Aufl., S. 96 ff.

Chronologisch ungenau; z. B. Schroff. nach Amph.

Goethe und die Romantik, herausgegeben von Schüddekopf und Walzel. Schriften der Goethegesellschaft 13. und 14. Bd.

Pechel und Wildenow. Theodor Körner und die Seinen. 2 Bde., Leipzig 1898.

K. Wiggers, Die Legende von Th. Körner. Gegenwart 1898, 54, S. 118—122.

Das Käthchen von Heilbron. Historisches Schauspiel in 5 Akten. Nach Kleists Urtext für den Bühnengebrauch eingerichtet von Demetrius Schrutz. Halle, Hendel, 1899. Bibl. d. Ges.-Lit., Nr. 1252.

M. v. Komorzynski, Tierstücke im alten Wien. Österr. Volks-Zeitung Nr. 353, 1899.
Überhandnahmen der von Schikaneder eingeführten Tierstücke. — Käthchen von Heilbronn als Pferdekomödie.

M. Morris, H. v. Kleists Reise nach Würzburg, 1899. Dagegen Sp. Wukadinović Euph. 8, S. 771/79. Hinweis auf Reils Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Kurmethode auf Geisteszerrüttungen.

R. Hamel, Das Käthchen von Heilbronn, 1900.

H. Zimpel, Kleist und die Frau. Nord und Süd, 1900, 92, S. 306—326.

E. v. Komorzynski, Lortzings „Waffenschmied" und seine Tradition. Euph. VIII (1901), S. 340/50.
Auf F. W. Zieglers „Liebhaber und Nebenbuhler in einer Person" gehen außer Lortzing zurück: Henslers Oper „Der Waffenschmied", E. T. A. Hoffmanns „Martin der Küfner", Deinhardsteins „H. Sachs" (vgl. R. Wagners Meistersinger) und Kleists Käthchen von Heilbronn (?).

G. Roethe, Brentanos „Ponce de Leon". Eine Säkularstudie. Abh. d. kgl. Ges. d. Wiss. zu Göttingen. Phil.-hist. Kl., N. F. V, 1, 1901.
Ueber die Entwicklung des romantischen Spieltriebs im „Ponce", in Kleists „Käthchen" und Halms „Griseldis".

R. Stecher, Erläuterungen zu Kleists Käthchen von Heilbronn. Königs Erl. d. Klass., Bd. 29, 1901.
Der Text fast wörtlich ohne Quellenangabe abwechselnd aus Brahm und Gaudig.

R. Steig, H. v. Kleists Berliner Kämpfe. Berlin 1901.

W. Holzgräfe, Schillersche Einflüsse bei H. v. Kleist. Programm Cuxhaven 1902.
Einwirkung der „Jungfrau v. Orleans" und des „Fiesko". Kunigunde-Gräfin Imperiali.

F. Servaes, H. v. Kleist. Leipzig 1902, S. 104—109. Dichter und Darsteller, Bd. 9. Vgl. Rez. von P. Nerlich in Lit. Bl. für germ. und rom. Phil., 1904, Nr. 12, S. 398.

R. Steig, Neue Kunde zu H. v. Kleist. 1902.

G. Herwig, Kleist und Heilbronn. Deutsche Heimat. Nr. 28, 12. April 1903.

P. Hoffmann, Zum Käthchen von Heilbronn. Akt II, Szene 3. ZfdU. 17, 1903, S. 602.

R. Kohlrausch, Klassische Dramen und ihre Stätten. 1903, S. 261 bis 282.

S. Rahmer, Das Kleistproblem. Auf Grund neuer Forschungen zur Charakteristik und Biographie H. v. Kleists. Berlin 1903.

A. Ettlinger, Kleists Käthchen. Meisterwerke der deutschen Bühne, herausgegeben von G. Witkowski, Nr. 19, 1903.

H. v. Kleists Werke. Im Verein mit G. Minde-Pouet und R. Steig herausgegeben von E. Schmidt. 5 Bd. Bibliogr. Institut. 1904/05.

F. Dürr, Neues zum Alten über das „Käthchen von Heilbronn". Heilbronner Neckarzeitung 88 (1904). Vgl. L. E. 6, S. 1137.

J. Fränkel, Z. Werners Weihe der Kraft. Eine Studie zur Technik des Dramas. Beiträge zur Ästhetik IX, 1904.

A. Fries, Zu H. v. Kleists Stil. St. vgl. Lit.-Gesch. 1904; 4, S. 440—465.

L. Hirzel, Wielands Beziehungen zu den deutschen Romantikern. Unters. z. neueren Sprach- u. Lit.-Gesch. herausg. v. O. Walzel, Heft III, 1904.

M. Lex, Die Idee im Drama bei Goethe, Schiller, Grillparzer, Kleist. München 1904.

Fr. Schulze, Die Gräfin Dolores. Kösters Probefahrten, Bd II. Leipzig 1904.
S. 65: Über die Nachtseiten der menschlichen Natur. S. 66. Über Nixenromantik.

H. Mayne, H. v. Kleist. Türmer 1904. 6^2, S. 298—304.

Houben und Walzel, Zeitschriften der Romantik. Bibliogr. Repertorium I, 1904.

H. Gaudig. Heinrich v. Kleist. 1905^2, S. 169—176.

Th. Kappstein, Ein altchristliches Urbild zum Käthchen. Vossische Zeitung 1905, Beil. 48. Vgl. Lit.-Echo 8, 1904/05, S. 420.
Hinweis auf „Paulus und seine Schülerin Thekla".

A. Eloesser, H. v. Kleist. Berlin 1905. Die Literatur XVI.

A. Seidl, Eine neue Käthchenbearbeitung (Dessauer Hoftheater). Dramaturg. Blätter I, 1905.

Kleists Käthchen von Heilbronn (Neuaufführung im Deutschen Theater, 1905. Vgl. A Kerr Tag, Nr. 523, K. Strecker Tgl. Rs. B., Nr. 248; Jakobson, Schaubühne I, S. 207—212.

W. Hans, Kant und die Romantik. Euph. 13 (1906), S. 502/14.

E. Kayka, Kleist und die Romantik. NL, Heft. 31, 1906.

B. Schmitz, Ein alter Sagen- und Legendenstoff. Gottesminne 1906, 4, S. 528—542.

M. Krug-Genthe, H. v. Kleist und Wilhelmine v. Zenge. J. E. G. Ph. 6, 1996, S. 432/45.

E. Kilian, Die Verwechselung der Briefe in Kleists Käthchen von Heilbronn. Bühne und Welt 1906, 8, 11, S. 467. Vgl. Lit.-Echo 10 (1907/08), S. 419.

E. Kilian, Schreyvogels Bühnenbearbeitung des „Käthchen von Heilbronn". St. vgl. Lit.-Gesch. VII (1907), S. 456—482.

A. Fries, Stilistische und vergleichende Forschungen zu H. v. Kleist. Berliner Beitr. Heft 30, 1907.

B. Schulze, Über H. v. Kleist Universitätslehrer Wünsch. Päd. Archiv 1907, 48, S. 705—716.

Findet den Ursprung von Kleists „Lehre von der Telepathie, von der immateriellen Einwirkung der Lebewesen aufeinander" in den Schriften Wünsch'.

H. Rötteken, H. v. Kleist. Wiss. und Bildung Nr. 22, 1907.

M. Schütze, Studies in german romanticism. Chicago 1907.

Über die Formsymbolik der Tragödie. Verstärkung der psychologischen Motivierung durch leitmotivartig wiederkehrende Wendungen. Vgl. B. Schulze, Das Bild als Leitmotiv in den Dramen Kleists und anderer Dichter. ZfdU. 34, 308 ff.

P. Kühn, Dresden ein Mittelpunkt der romant. Kunst. L. Zg. Jubil. Beil. 1909.

O. Flöck, Die Elementargeister bei Fouqué und anderen Dichtern der romantischen und nachromantischen Zeit 1909.

R. Huch, Ausbreitung und Verfall der Romantik Leipzig 1908². S. 216—229. „Die Nachtseiten der Literatur".

O. F. Walzel, Deutsche Romantik. A. N. u. G. 1908, S. 143—146.

F. Mirjam, Das Kätchen von Heilbronn. Eine Prophezeihung auf das Deutsche Reich. 1908.

Eine unangenehme Ausdeutung des „Käthchen". Kleist, „der hellsehende Genius", habe die Entwicklung des deutschen Reiches vorausgeahnt. Käthchen sei „die Verkörperung des Reichsgedankens, der dem deutschen Volke in der Gestalt des Ritters nachgelaufen ist, sich ihm aufgedrängt hat" usw. Zum Schluß erbauliche Betrachtungen.

O. Fischer, Mimische Studien zu H. v. Kleist. Euph. 15 (1908) und 16 (1909).

Das Feinste und Tiefste, was über die Psychologie der Kleistschen Gestalten geschrieben ist.

S. Rahmer, Sonntagsbeilage zur Voss. Ztg. 1909. Nr. 5: Aus dem Liebesleben Kleists (Julie Kunze). Nr. 8: Das Käthchen von Heilbronn im Ausland.

K. G. Wendriner, Das romantische Drama. Berlin 1909.

F. Schultz, Der Verfasser der Nachtwachen von Bonaventura, Untersuchungen zur deutschen Romantik. Berlin 1909.

S. 212. Dresden und die Romantik.

S. Rahmer, H. v. Kleist als Mensch und Dichter. Berlin 1909.

R. Petsch, Kleist als dramatischer Dichter. GRM. I, 1909, S. 259 ff.

J. Sadger, H. v. Kleist. Eine pathograph-psychol. Studie. Wiesbaden 1909. Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens, Heft 70.

Th. Körners Briefwechsel mit den Seinen, hsg. v. A. Weldler-Steinberg 1910.

W. Herzog, Kleist und Rousseau. Pan. 1910 I, 11. Vgl. Lit.-Echo 13 (1910/11), S. 1118.

J. Gaismaier, Käthchen von Heilbronn für den Schulgebrauch. Freytags Schulausg. und Hilfsbücher f. d. dtsch. Unterricht 1910.

S. Rahmer, Zum 100jähr. Bühnenjubiläum des „Käthchen von Heilbronn". Gegenwart 1910, Nr 12 (19. März) Nr. 228. — Aus gleichem Anlaß Egon Noska, Nordd. Allg. Ztg. 64 (1910); Adolf v. Muralt, Deutsche Zeitung 75 (1910); Rob. Hirschfeld, Neues Wiener Tageblatt 77.

R. Bastian, Un drame mystique: Catherine de Heilbronn. L'œuvre 1910 II. S. 73 f.

E. Groß, Die Bühnenbearbeitungen des „Käthchen von Heilbronn". Der Neue Weg XXXX, Heft 4, 1911.

H. Hellmann, H. v. Kleist, Darstellung des Problems. Heidelberg 1911.

J. Bobeth, Die Zeitschriften der Romantik. Leipzig 1911. S. 167 bis 193. „Phöbus".

G. Wethly, H. v. Kleist als Dramatiker. Straßburg 1911.

G. Kästner, H. v. Kleist in Dresden. Dresdner Anzeiger, Sonntagsbeil. 19. Nov. 1911, Nr. 47.

W. Herzog, H. v. Kleist. Sein Leben und sein Werk. München Beck. 1911.

K. Günther, Die Entwicklung der novellistischen Kompositionstechnik Kleists (Leipzig, Diss. 1911).

S. 4 ff. Kleist und die Romantik.

W. Lechner, G. H. v. Schuberts Einfluß auf H. v. Kleist, Justinus Kerner und E. T. A. Hoffmann. Diss. Münster 1911.

H. Meyer-Benfey, Das Drama H. v. Kleists. Göttingen 1911.

H. Meyer-Benfey, Kleists Leben und Werke. Göttingen 1911. S. 250—266.

A. Wagner, Goethe, Kleist, Hebbel und das religiöse Problem ihrer dramatischen Dichtung 1911.

B. Tornius, H. v. Kleist und die Frauen. Westermanns Monatshefte Bd. 111 II, Dez. 1911, S. 526—537.

A. Lichtenheld, Das Käthchen von Heilbronn. Graefers Schulausgaben klass. Werke. Teubner.

Fl. v. Biedermann, H. v. Kleists Gespräche. Nachrichten und Überlieferungen aus seinem Umgange. Leipzig 1912.

O. Walzel, Deutsche Romantik. A. N. u. G., Heft 232, 2. und 3. Aufl. 1912, VII, 2, S. 114 ff. „Deutsche Sage und Geschichte in romantischer Dichtung".

W. spürt im Käthchen „viel von dem Geist der Romantik, und zwar doch auch etwas von der Stimmung Wackenroders und Hardenbergs."

O. Fischer, Kleists Guiskardproblem. Dortmund, Ruhfus 1912.

E. Fries, Quellenstudien zu Kleists Käthchen von Heilbronn. Voss. Ztg. Nr. 14, 9. Jan. 1912.

Gibt einige Parallelen des „Käthchen" mit der Märtyrergeschichte von „Paulus und Thekla". Käthchen nicht somnambul, sondern „mystische Schwärmerin". Das Käthchen dem innersten Ideengehalt mit der Romantik unlöslich verknüpft.

H. Davidts, Euph. 1912, S. 352.

Kleist wurde zur mosaischen Bildung Kunigundens angeregt durch eine Stelle Fischarts, die im Cottaischen Morgenblatt 1807, Nr. 223 abgedruckt war. — Frappante Übereinstimmung finde ich auch mit Moscherosch, „Gesichte" (Bobertag S. 68 f.); vgl. auch über Kleist-Lohenstein Stachel, Seneca und das deutsche Renaissancedrama, Palästra XLVI 1907, S. 291 a 1.

W. Kühn, H. v. Kleist und das deutsche Theater. München 1912.

K. Strecker, H. v. Kleist, 1912, S. 12—13. Velhagen u. Klasings Volksbücher Nr. 40.

R. v. Krafft-Ebing, Psychopathia sexualis, 1912, S. 156.

J. Hart, Das Kleistbuch. Berlin, Borngräber 1912.

F. Schönemann, Arnims geistige Entwicklung an seinem Drama „Halle und Jerusalem" erläutert. Walzels Untersuchungen, N. F. XII, 1912.

Beispiele „dienender Liebe": Ottilie, Celinde, Olympia, Käthchen. Ein Wort Schlegels (Minor. II, 79, 41) aufgreifend weist Sch. noch auf „jene Freiheit mordende grenzenlose Hingebung" in Fr. H. Jacobis „Woldemar" hin.

A. Schier, Die Liebe in der Frühromantik. Beiträge z. dtsch. Lit.-Wiss., hrsg. v. E. Elster. Marburg 1913.

H. Meyer-Benfey, Das Drama H. v. Kleists Bd. II. Kleist als vaterländischer Dichter. Göttingen, Hapke 1913.

Vgl. noch die Überblicke über die Kleistliteratur des Jubiläumsjahres und wichtigere Artikel der Tagespresse in Z. f. östr. Gymn. (A. v. Weilen), Lit.-Echo (G. Minde-Pouet) und GRM. und ZfdU. 1913 (R. Petsch).

I. Kapitel.

Kurze Entwicklung von Kleists Lebensanschauung bis zum „Käthchen".

Eine kontinuierliche Entwicklung von Kleists Weltanschauung kann hier nicht gegeben werden. Es seien nur einige Gedanken und Probleme hervorgehoben, die Kleist vornehmlich bewegten, und die ihn noch im „Käthchen" stark beschäftigt haben. Die Gottesvorstellung und das Verhältnis von Mensch zu Mensch stehen im Vordergrund. Um den jähen Zusammenbruch über Kant und das lange Nachzittern dieses Erlebnisses recht zu begreifen, muß m. E. die idealistisch-optimistische Glückseligkeitsphilosophie des jungen Kleist ernster genommen werden, als es gemeinhin der Fall ist; denn ihr opferte Kleist seine Lebensstellung, ihr zuliebe setzte er sich in schroffen Gegensatz zu den herrschenden Anschauungen und ihr weihte er kostbare Jahre angestrengtester Arbeit, die ihm später nutzlos und ewig verloren erscheinen mußten.

Schon in der Jugend bildet sich Kleist, nachdem er sich „leicht" von dem traditionellen Christentum losgesagt hat, eine eigene Religion (V, 49, 34; 203, 34), die seine ganze Seele erfüllt. Ein heiliges Ziel steht ihm vor Augen; es treibt ihn, nie einen Augenblick hinieden still zu stehen und immer unaufhörlich einem höheren Grade von Bildung entgegenzuschreiten. Denn Zweck des Lebens und der ganzen Schöpfung ist die unendliche Vervollkommnung des Menschen, die selbst mit dem Tode nicht aufhört.

Seinen Entschluß, den Soldatenstand, dem er nie von Herzen zugetan war (V, 31, 18), zu verlassen, leitet Kleist aus der Bestimmung des Menschen ab, „glücklich zu sein" (V, 26, 14). Ganz im Stile des 18. Jahrhundert, namentlich Rousseaus, sucht er sich von der inneren Natur des Menschen aus zu orientieren und die „himmlische

Kraft der Seele" frei wirken zu lassen; denn das Glück kann nicht von äußeren Zufällen abhängen, sondern „es muß ein Glück geben, das sich von den äußeren Umständen trennen läßt" (IV, 58, 32). Lesen wir, daß Kleist versucht, dieses „innere Glück" „an die Tugend zu knüpfen", so genügt das, die Ideenreihe, die sich an den Namen Shaftesbury knüpft, anzuregen. Diese „Tugend" schwebt dem jungen Kleist als ein „hohes, erhabenes, unnennbares Etwas" vor, für das er vergebens ein Wort oder eine Gestalt sucht. Aber dennoch strebt er „diesem unbegriffenen Dinge mit der innigsten Innigkeit entgegen", fest überzeugt, daß der „Begriff der Tugend" der noch „dunkel und verworren" in seiner Seele liege, sich „nach und nach mehr aufklären werde" (IV, 60, 25 ff.). Die Tugend, als deren erhabene Vorbilder ihm Sokrates und Christus (IV, 71, 30; V, 48, 33) gelten, ist der Weg zur allmählichen sittlichen Vervollkommung und der stufenweisen Annäherung an die Gottheit (IV, 72, 1; V, 153, 7). Zugrunde liegen dieser Anschauung Gedanken der mittelalterlichen Metaphysik und des 18. Jahrhundert, wie sie namentlich von Leibniz und im Anschluß an diesen „Platon unserer Zeit" (Suppl. I, 134) von Wieland ausgebildet sind.

Wie groß der Einfluß dieses Dichters auf die Jugendbriefe Kleists ist, zeigt schon ein oberflächlicher Vergleich. Heranzuziehen sind hier namentlich die platonischen Jugendschriften Wielands, die in den Supplementen zu den Sämtlichen Werken 1797/98 abgedruckt sind. Kleists Stil und Gedanken, die gefühlvoll-optimistische Betrachtungsweise sind zum großen Teil Wielandisch; nur hört man bei Kleist dazwischen schon kräftigere Töne. Ganze Sätze und Wendungen werden von Kleist aus Wielands Werken übernommen, so z. B. V, 442, 1—9 mit zwei kleinen Abweichungen aus Wielands „Gesicht von einer Welt unschuldiger Menschen" Suppl. IV, S. 105: „Geschöpfe, die den Werth ihres Daseyns empfinden, die ins Vergangene froh zurücksehen, das Gegenwärtige genießen und in der Zukunft Himmel über Himmel in unbegrenzter Aussicht entdecken; Menschen, die mit allgemeiner Freundschaft sich lieben, deren Glück durch das Glück ihrer Nebengeschöpfe vervielfacht wird, die in der Vollkommenheit unaufhörlich wachsen — o wie selig sind sie!"

Auf Einzelheiten kann hier nicht näher eingegangen werden. Es genügt festzustellen, wie Kleist das Wielandische Weltbild sich zu eigen macht, wie er aber über Wieland hinausgehend mit der ihm eigenen Konsequenz diese im wesentlichen angelesenen Gedanken

ins Leben umzusetzen sucht. Vor diesem höchsten Zweck müssen alle Anforderungen, die das gewöhnliche Leben stellt, ja seine eigenen persönlichen Wünsche weichen.

„Schildert die Tugend mit der Begeisterung, die ihr Anschauen erweckt, und beweiset an euch selbst, daß der tugendhafteste Mensch der glücklichste ist," ruft Wieland dem Leser zu (Suppl. II, S. 51. Vorbericht zu den Erzählungen), und ähnlich hören wir von Kleist: „die Tugend macht nur allein glücklich ... einzig allein nur die Tugend ist die Mutter des Glücks und der Beste ist der Glücklichste." (IV, 60, 1 u. 10.)

Verankert ist diese Anschauung in dem festen Glauben an eine allweise und allgütige Gottheit, die als das höchste und vollkommenste Wesen die Menschen zu sich heraufführt. Hier spielt herein der Leibnizische Gedanke von Gott als der höchsten Zentralmonade, und daß alle Vorstellungen zur Klarheit und Deutlichkeit geführt werden sollen.

Ein Traum kann diese Sehnsucht nach Glück, oder was dasselbe ist, das Streben nach der höchsten Tugend nicht sein; denn „der Inbegriff aller Dinge muß die Ursachen und die Bestandteile des Glückes enthalten, ... die Gottheit wird die Sehnsucht nach Glück nicht täuschen, die sie selbst unauslöschlich in unserer Seele erweckt hat, wird die Hoffnung nicht betrügen, durch welche sie unverkennbar auf ein für uns mögliches Glück hindeutet." (IV, 58, 5; V, 30, 9.)

Sich aufzuklären und sich zu bilden, gilt Kleist als eine der heiligsten Pflichten (V, 32, 3; 28, 5), und das höchste Glück und die vollen und überschwenglichen Genüsse ruhen für ihn „in dem erfreulichen Anschauen der moralischen Schönheit unseres eigenen Wesens" (IV, 61, 23; V, 28, 30); ja „es liegt in der Tugend eine geheime göttliche Kraft, die den Menschen über sein Schicksal erhebt" (IV, 62, 26). Aktiv stellt Kleist seine Seele der Welt entgegen. Wo kann der Blitz des Schicksals mich treffen, wenn ich es fest im Innersten meiner Seele bewahre?" — Und hier traf es ihn.

Es wurde festgestellt, daß Kleist im Anschluß an Wieland und die Anschauung des 18. Jahrhunderts seine idealistische Philosophie auf die Gottesvorstellung gründete. Gott ist der gütige und alliebende Herr der Welt, der alle Dinge weise ordnet und die ganze Schöpfung in wundervoller Harmonie erhält. Der Mensch begreift die Gottheit von seinem inneren Wesen aus; die Ausbildung des

inneren entwicklungskräftigen Kernes des Menschen bringt ihn stufenweise der Gottheit näher (V, 153, 7).

Die Spannungen und Konflikte, in die ihn solch himmelansteigendes Streben bringen mußte, werden von Kleist wohl schmerzlich empfunden, aber mit staunenswerter Unverdrossenheit ertragen. Amt, Familie, Ehre, „äußeres Glück" und Ansehen, „die ganze elende Last von Vorurteilen" (V, 175, 25) sind ihm fast eine Hemmung auf dem Wege zu dem erhabenen Ziele. Ja, mit solcher Konsequenz wird der Gedanke auf die Spitze getrieben, daß er seiner Braut unumwunden erklärt, sie müsse in der Rangordnung hinter seinem „höchsten Zwecke" zurücktreten[1]) (V, 59, 28). Sein Streben scheint ihm so heilig, daß er „diesen beiden Zwecken, Wahrheit zu sammeln und Bildung zu erwerben, die kostbarsten Opfer brachte." — „Du [Wilhelmine] kennst sie," setzte er bezeichnenderweise hinzu.

Man mag die hier kurz angedeuteten Gedanken Kleists als „altklug", „unreif" oder mit anderer Bewertung abtun; die nun folgende Katastrophe wird man nur verstehen, wenn man sie im Sinne Kleists auffaßt. Kleist, der strengste „Konsequenz, Zusammenhang und Einheit in seinem Betragen" erstrebte, war es mit seiner Weltanschauung voller Ernst. Alle seine Gedanken, Empfindungen und Handlungen hatten Bezug auf das eine Ziel, „alle Kräfte seiner Seele und seines Körpers strebten nach diesem gemeinschaftlichen Ziele" (V, 42, 19), und er stellt an seine Schwester mehrfach die kühne Forderung, daß „sich Deine Wünsche und Deine Pflichten, Deine Worte und Deine Handlungen nie widersprechen" (V, 44, 34; 42, 21).

Es handelte sich für Kleist schlechthin um etwas „Heiliges", dem er bisher sein ganzes Leben geopfert hatte. Daher auch die tiefe Erschütterung, als ihn die Gedanken der Kantischen Philosophie in seinem Innersten trafen, daher die lange Nachwirkung dieses Erlebnisses.

Kants erkenntnistheoretische Auseinandersetzungen beschränkten Sinnlichkeit und Verstand, die Formen unserer Anschauung und unseres Denkens, auf die Welt der Erscheinung. In das Wesen

---

[1]) Diese Stelle und V, 46, 23 dürfen m. E. nicht so ausgedeutet werden, als sei Kleist ein Tyrann in der Liebe gewesen. Es ist bei der Art, wie Kleist seine idealistischen Gedanken ins Leben umzusetzen suchte, nur konsequent, alles, auch sein persönliches Glück, erst in zweiter Linie zu betrachten. Nach der Entwertung dieses Ideals finden sich ähnliche Gedanken über das weibliche Geschlecht nicht. Dies ist für das „Käthchen" wichtig.

der Dinge zu dringen, ist keinem menschlichen Geiste gegeben. Alle dogmatische Metaphysik, die sich vor einer eingehenden Prüfung der Erkenntniskräfte aufbaut, wird als leere Phantasterei abgelehnt. Kant, der gerade einen Beweis für die einzig mögliche Erkenntnis der Wirklichkeit gegeben hatte, wurde von Kleist, wie von vielen seiner Zeitgenossen, dahin falsch verstanden, als habe er eine Scheinwelt behauptet und jede objektiv gültige Erkenntnis abgeschnitten. Dieses Mißverständnis entzog Kleists ganzem bisherigen Leben den Inhalt; „eine unaussprechliche Leere" erfüllte sein Inneres (V, 205, 33). Sein Lebensziel, das er so eigenwillig und stolz den Anschauungen der gleichgiltigen Menge entgegengestellt hatte, war nun entwertet; denn die Menschen können nie mit Sinnen und Verstand das Wesen der Dinge erfassen, sie können nie entscheiden, „ob ihr Auge ihnen die Dinge zeigt, wie sie sind, oder ob es nicht etwas zu ihnen hinzuthut, was nicht ihnen, sondern dem Auge gehört. So ist es mit dem Verstande. Wir können nicht entscheiden, ob das, was wir Wahrheit nennen, wahrhaft Wahrheit ist, oder ob es uns nur so scheint. Ist das letzte, so ist die Wahrheit, die wir hier sammeln, nach dem Tode nicht mehr — und alles Bestreben, ein Eigenthum sich zu erwerben, das uns auch in das Grab folgt, ist vergeblich —". Tief wird Kleist durch die „Spitze dieses Gedankens" in seinem heiligsten Innern verletzt. „Mein einziges, mein höchstes Ziel ist gesunken, und ich habe nun keins mehr" (V, 204, 34).

Man betrachtet gemeinhin diese philosophische Krise als eine Episode, die bald überwunden wird. Ja, Meyer-Benfey bezeichnet sie als „unvermeidlich und heilsam". Er behauptet, „daß Kant ihm (Kleist) in Wahrheit einen unschätzbaren Dienst leistete, indem er ihn von einem so lange verfolgten, notwendig erfolglosen Irrwege zurück und auf den rechten Weg, den Weg zu seinem wahren Selbst brachte". Beinahe das Gegenteil scheint mir richtig. Denn nur aus der Erschütterung durch Kant ist zunächst das dumpfe Brüten über „das dunkle rätselhafte" Dasein und den unbegreiflichen Willen, der über der Menschengattung waltet (V, 248, 1), ist das Suchende und Tastende vieler Kleistischer Gestalten, ist endlich manche „spitzfindige" Problemstellung in den Dramen Kleists recht zu verstehen.

Recht beliebt, aber wenig berechtigt ist es, bei jeder Gelegenheit zu pathologischen Ausdeutungen zu greifen. Auch Meyer-Benfey erfaßt m. E. das spezifisch Kleistische nicht dadurch, daß er abwechselnd „Pessimismus" und „Optimismus" konstatiert. Pessimismus ist

nach ihm „Herrschaft der äußeren Umstände über den menschlichen Willen." ... „Pessimist ist Kleist, wenn sein bestes Wollen versagt hat." ... „Sobald ihm durch ein gelungenes Werk das Gefühl seiner Kraft wiedergeschenkt ist, kehrt auch sein Optimismus zurück." (?)

Nur ganz vorübergehend verlassen Kleist die tiefbohrenden Gedanken und Zweifel; er bemüht sich, „die ganze unselige Spitzfündigkeit zu vergessen, die Schuld an dieser inneren Verwirrung ist," und von fern aufleuchtend zeigt sich ihm ein stilles „Glück", bei dem er „Alles aufgeben könnte, was jenseits der Berge liegt" (225, 11). Aber er kann der vielen Widersprüche in seinem Herzen, in die ihn die Überspannung seiner Ideale und die unselige Verquickung der Umstände gebracht haben, nicht Herr werden, und so entringt es sich seiner Brust: „So widersprechen sich in mir Handlung und Gefühl. — Ach es ist ekelhaft zu leben" (V, 227, 34).

Durch jede Zeile seiner impulsiven Gefühlsäußerungen klingt es: weg von dem „traurigen Felde der Wissenschaft" und hin zu einem neuen Ziele! Es ist interessant zu beobachten, wie Rousseau jetzt für ihn an Bedeutung gewinnt. (Rousseau wird in dem Kantbrief zum ersten Male lobend erwähnt, von nun an öfter; V, 202. 218. 227. 238. 247 u. a.) „Ach Wilhelmine, welch unsägliches Glück mag in dem Bewußtsein liegen, seine Bestimmung ganz nach dem Willen der Natur zu erfüllen!" Es erwacht in ihm die Sehnsucht nach der Natur, nach dem stillen, idyllischen Landleben, vor allem nach Ruhe. Mit Wehmut denkt er an die glückliche (erste) Dresdener Zeit, wo er seine innere Einheit noch nicht verloren, wo auch er noch glaubte, was er an Karoline von Schlieben schreibt: „Was Ihnen Ihr Herz sagt, ist Goldklang," oder „[diese Vorschriften] sind nicht für den, dem ein Gott in seinem Innnern heimlich anvertraut hat, was recht ist" (V, 233, 35).

Aber immer wieder fassen ihn die alten Gedanken, die noch der Lösung harren, mit eisernen Klammern, und immer steht im Vordergrund der Gedanke von der Beschränktheit der menschlichen Erkenntnis, „daß wir selbst im Tode noch nicht ahnden, was der Himmel mit uns will, wenn niemand den Zweck seines Daseins und seine Bestimmung kennt, wenn die menschliche Vernunft nicht hinreicht, sich und die Seele und das Leben und die Dinge um sich zu begreifen (V, 249, 5). „Kann Gott von solchen Wesen Verantwortlichkeit fordern? Man sage nicht, daß eine Stimme im Innern uns heimlich und deutlich anvertraue, was Recht sei" (249, 10).

Konsequent verfolgt Kleist den Gedanken: Gibt es nichts Festes und Objektives, so gibt es auch nichts „absolut Böses." Wir mögen „am Ende thun, was wir wollen, wir thun recht" (249, 2). „Genießen! Das ist der Preis des Lebens!" (250, 16).

Aber dieser „eudämonische (!) Kraft- und Glückswillen", den Julius Hart geistreich, aber einseitig in allen Dichtungen Kleists, selbst im „Prinz von Homburg", als der Weisheit letzten Schluß nachweist, ist nur vorübergehend. Ein neues Ziel muß gefunden werden; denn es liegt eine Schuld auf dem Menschen, etwas Gutes zu tun (250, 20). Kleist will das „Versäumte nachholen, aber nicht mehr bloß um der Wahrheit willen, sondern für einen menschenfreundlicheren Zweck" (V, 250, 35). Eine große Tat zum Besten der Menschheit schwebt ihm vor. „Es scheint allerdings für ein thatenlechzendes Herz zunächst rathsam, sich einen großen Wirkungskreis zu suchen" (V, 259, 23). Aber er muß bald sehen, daß die lange Reihe von Jahren, in welchen er über die „Welt im Großen frei denken konnte," ihn „dem, was die Menschen Welt nennen, sehr unähnlich gemacht" hat (V, 259, 26).

Eine große Tat bleibt auch ferner sein erhabenes Ziel, dem er mit allem „Ehrgeiz" nachstrebt, doch bald nicht mehr in dem ursprünglichen äußeren Sinne, sondern unter merklichen Qualen und Schmerzen drängt sich die Gewißheit seines Dichterberufs ans Licht. Dieser inneren Vorschrift in seiner Brust (259, 31), die ihn zwingt, den ganzen Schmerz und zugleich den Glanz seiner Seele im Kunstwerk zu gestalten, gilt fortan sein Leben. Die „Familie Schroffenstein" ist die erste künstlerische Antwort auf die große Frage nach dem Sinn des Lebens.[1])

Erst neuerdings beginnt man mehr und mehr hervorzuheben, daß vieles, was zunächst sonderbar und befremdlich anmutet, nicht

[1]) Man streitet in jüngster Zeit, veranlaßt durch H. Hellmanns These (a. a. O. S. 27), ob Kleist Metaphysiker war, oder nicht. Es kommt meist über einen Wortstreit nicht hinaus. Von metaphysischer Systembildung kann bei Kleist selbstverständlich nicht die Rede sein, wohl aber von einem unstillbaren Bedürfnis nach einer Weltanschauung (man kann dies auch „metaphysisches Bedürfnis" nennen). Die Art, wie Kleist mit idealistischem Streben, aber mit unbestechlich realistischem Blick die Fülle der Erscheinungen zu erfassen sucht, ist das Unvergleichliche an seiner Kunst. Man denkt an ein Wort Rankes: „Wer die Wahrheit des Weltzusammenhanges, Gottes und der Welt mit eigener Wahrhaftigkeit sucht, wird immer verzweifeln, aber gerade in der Verzweiflung liegt der Beruf." (Vgl. Dtsch. Ztschr. f. Gesch. Wiss. 1891. S. 241.)

am mangelnden Können des Dichters liegt, sondern künstlerische Absicht ist. Kleist wollte das unbegreifliche, unverständliche Schicksalswalten darstellen, von dem die Menschen ratlos und hilflos wie Puppen am Gängelbande hin- und hergeschleudert werden. Weniger beachtet werden im allgemeinen die Voraussetzungen dieser Ansicht. Der jähe Umschwung in der Anschauung Kleists, wie er so erschütternd in den Briefen zu Tage tritt, findet sich auch in den Schroffensteinern dargestellt an lebensvollen, dramatischen Personen. Besonders deutlich zeigt dies die Entwicklung Sylvesters. Mit naivem Optimismus schaut er anfangs in das Gewirr der schaurig sich verkettenden Ereignisse. Unerschütterlich bleibt ihm der Glaube an „Gott" und „Tugend", die Schlagworte des jungen Kleist. Droht sein Geist unter der Wucht der Geschehnisse zusammenzubrechen, „an seinen Urquell geht er nur, zu Gott, Und mit Heroenkraft kehrt er zurück" (v. 899/900). Aber auch ihm, wie seinem Dichter, sinkt allmählich seine Welt zusammen, und am Ende steht dieser „edle", vom reinsten Wollen beseelte Mann da, durch den Strom der Ereignisse zu schauriger Tat hingerissen. Sein „Gott der Gerechtigkeit" ist zu einem blöden, tückischen Schicksal umgewandelt.

Daß Kleist diese Tragik des reinsten Wollens und Nichtkönnens beabsichtigt hat, zeigt Folgendes. Mit großer Kunst werden öfter an sich scheinbar berechtigte Überzeugungen gegenübergestellt. *Gefühl steht gegen Gefühl.* Jeder hält seinen Weg für den rechten, und eine Entscheidung ist schlechterdings unmöglich. Der Mensch ist infolge seiner Gebrechlichkeit nicht fähig, sich richtig zu orientieren. Eine günstige Lösung wird von der Gottheit mehrmals *auffallend* nahegelegt, aber immer greift der Mensch vorbei, und das Rad des Schicksals geht schließlich über die armen gebrechlichen, von den Ereignissen und Leidenschaften gequälten Menschen dahin, Schuldige und Unschuldige zermalmend. Am Ende tritt der Dichter selbst aus dem Kunstwerk heraus, und wie Hohn klingt uns der grelle Schluß entgegen — Hohn auf die in der Jugend so warm vertretene optimistische Anschauung von dem edlen Kern des Menschen und seiner unendlichen Vervollkommnung und Annäherung an die Gottheit.

Der Begriff des Schicksals und die Frage nach der dunklen, rätselhaften Bestimmung des Menschen bleibt im Leben und Dichten fortan Kleists Zentralproblem. Titanisches Anstürmen gegen das blindwütende Schicksalswalten (Guiskard) und ermattetes Unterliegen (V, 301) wechseln sich ab. „Wenn uns das Schicksal so unerbittlich

grimmig auf der Ferse folgt, so haben wir alle Besinnung nöthig, um uns nur vor seinen Schlägen einigermaßen zu retten" (V, 309, 27). Dieselbe Frage steht dann auch hinter allen folgenden Dramen bis zum Käthchen.

Für den Schicksalsgedanken im Guiskard verweise ich auf die feinsinnigen Ausführungen O. Fischers (Kleists Guiskardproblem 1912). O. F. rückt den Guiskard zeitlich und gedanklich nahe an die Schroffensteiner heran. Auch im Guiskard „ein blindwütendes, unlogisches, unmenschliches Verhängnis", aber keine Ironie, sondern Tragik. Doch glaube ich nicht, daß Kleist sich in diesem großen Versuch heroischerweise von der ironischen Auffassung der Schicksalsmacht lossagt, wie O. F. meint. Namentlich im „Amphitryon" begegnen wir derselben Auffassung wieder; nur ist hier die Ironie feiner und das Problem von einer anderen Seite angefaßt. Es scheint mir ferner nicht ganz treffend, Kleists Dramen in vier Gruppen zu zerlegen, wie O. F. S. 47: „Durch das Motiv von Schicksal und Zufall ist das erste Dramenpaar beherrscht; es folgen die beiden Lustspiele, Amphitryon und der zerbrochene Krug, in denen an Alkmene und Eva die Psychologie des Gefühls am greifbarsten dargestellt wird; als drittes Doppelwesen kommen die eingestandenermaßen zusammengehörenden Hauptgestalten der Penthesilea und des Käthchens in Betracht; zwei vaterländische Schauspiele über das Verhältnis des Einzelnen zum Staat machen den Beschluß".

„Schicksal" und „Gefühl" spielen in gleicher Weise bis zum Käthchen eine Rolle, und zwar stehen sie im Wechselverhältnis; denn erst aus der Unsicherheit des Gefühls entspringt der Glaube an ein tückisches Schicksalswalten. Das zeigte die „Familie Schroffenstein". Aber während hier die äußere Handlung überwiegt, die sich in unbegreiflicher Weise verkettet und eine äußere Katastrophe herbeiführt, ist im „Amphitryon" alles in das Seelische verlegt und das Ende ist innere Vernichtung.

Man hat Alkmene, „das Muster weiblicher Treue", als eine „Vorstudie zum Käthchen" bezeichnet. Das ist falsch. Wohl aber bieten sich andere Beziehungen zwischen dem „Amphitryon" und „Käthchen". Hier ein Mann zwischen zwei Frauen, die ihm beide als Braut entgegentreten, dort Alkmene zwischen Amphitryon und Jupiter, die ihr beide als Gatte entgegentreten. In beiden Dramen die Unmöglichkeit, sich rein von sich aus zu entscheiden, und auf der Höhe der größten Verwirrung ähnlich charakteristische Wendungen

wie z. B.: „Wohin rett' ich vor Schmerz mich, vor Vernichtung" (Amph. 1225) und „Wohin flücht ich, Elender, vor mir selbst?" („Käthchen" 300, 28). Die Tragik der Alkmene wiederholt sich im Grafen vom Strahl.

Hinter beiden Dramen die echt Kleistische Frage: gibt es keine Seelenkraft, die sicher im Leben orientiert, die der Seele innern Frieden in sich schließt? Um diese Frage kreist sein ganzes Denken und Dichten. Im „Amphitryon" wird die Einheit nicht gefunden.

Eine Erkenntnis der Wirklichkeit ist nicht möglich; das zeigt sich poetisch in der Verwechslung der Gestalten. Die Verwirrung des Gefühls beruht auf der Unmöglichkeit, mit der Außenwelt in ein korrektes, einwandsfreies Verhältnis zu treten. Daß hier das Kanterlebnis dahintersteht, ist deutlich.

Nur eine bis ins Subtilste gehende Analyse könnte klar legen, wie fein das Gefühl schattiert ist, wie Alkmene sich immer tiefer und tiefer auf das Gefühl zurückzieht.

„Nimm mir
Das Aug', so hör' ich ihn; das Ohr, ich fühl' ihn;
Mir das Gefühl hinweg, ich atm' ihn noch;
Nimm Aug' und Ohr, Gefühl mir und Geruch,
Mir alle Sinn' und gönne mir das Herz:
So läßt du mir die Glocke, die ich brauche,
Aus einer Welt noch find' ich ihn heraus." (v. 1161 ff.)

Aber immer muß die Seele zu ihren Schmerzgedanken zurückkehren (v. 1377), ohne einen ruhenden Punkt zu finden. Und zum Schluß sind alle Gefühle umgebogen. Sie verflucht die Sinne,[1]) die so gröblichem Betrug erliegen, sie verflucht den Busen, der so falsche Töne gibt, sie verflucht die Seele, die nicht so viel taugt, um ihren eigenen Geliebten sich zu merken (v. 2252 ff.)! Alkmene liebt am Schluß Jupiter als ihren Gatten d. h. ihr, dem menschlichen Wesen, ist ihrer Seele Frieden eingeknickt. Daß es ein Gott war, der ihr die Goldwage der Empfindung so gestört, vermindert die innere Vernichtung in keiner Weise. Für sie bleibt nur die tragische Einsicht, daß selbst das „innerste Gefühl" nicht untrüglich ist. Daher die trostlose Verzweiflung am Schluß:

„Auf der Gebirge Gipfel will ich fliehen,
In tote Wildnis hin, wo auch die Eule

[1]) Von den trügerischen, „treulosen", „trugverwirrten Sinnen" u. a. ist im Drama oft die Rede, z. B. v. 895, 995, 1114, 1140, 2116, 2185.

Mich nicht besucht, wenn mir kein Wächter ist,
Der in Unsträflichkeit den Busen mir bewahrt." (v. 2257 ff.)

Deshalb fürchtet Alkmene die letzte Aufklärung wie den Tod:

„Laß ewig in dem Irrtum mich, soll mir
Dein Licht die Seele ewig nicht umnachten." (2305 f.)

Und als ihr die Aufklärung geworden, sinkt sie vernichtet zu Boden. Jupiter verliert sich in den Wolken. Sie ruft ihm, dem ihre ganze Neigung gehört, nach: „Amphitryon!" (Daß sie dies dem Jupiter nachruft, darin liegt gerade die Pointe, vgl. v. 1500/05 u. 1564/68.) Amphitryon der „Gemahl" und Amphitryon „der Geliebte" gehören für sie in dem „heiligen Verhältnis der Ehe" notwendig zusammen. Aber der Geliebte kann ihr nicht als Gatte bleiben, und sie kann dem Gatten nicht ohne Liebe bleiben. Alkmene ist am Schluß in ihrem heiligsten Fühlen getäuscht, innerlich zerbrochen und vernichtet.

„Vielleicht erfährst Du noch einmal, in einer schönen Stunde, was Du eigentlich auf der Welt sollst" (V, 346, 16). Dieses Grübeln über den Zweck des Lebens ist der ewige Refrain, auf den Kleist zurückkommt. „Wer wollte auf dieser Welt glücklich sein. Pfui, schäme dich, mögt' ich fast sagen", schreibt er an Rühle, „wenn Du es willst! Welch eine Kurzsichtigkeit, o du edler Mensch, gehört dazu, hier, wo Alles mit dem Tode endigt, nach etwas zu streben. Wir begegnen uns, drei Frühlinge lieben wir uns: und eine Ewigkeit fliehen wir wieder auseinander. Und was ist des Strebens würdig, wenn es die Liebe nicht ist!" (V, 326, 19). Eine mildere Lebensstimmung bricht allmählich durch. Die Maßlosigkeit, mit der Kleist dem Schicksal seine letzten Lebensrätsel abfragte, ist einer resignierteren Betrachtung gewichen, die sich begnügt, zu ahnen, wo keine Gewißheit zu erlangen ist. „Es kann kein böser Geist sein, der an der Spitze der Welt steht; es ist ein bloß unbegriffener!" Man merkt, die Käthchen-Stimmung bereitet sich vor, wo nur noch letzte Nachklänge einstigen dumpfen Brütens zu spüren sind.

Doch vorher gibt Kleist in der „Penthesilea" noch einmal eine tragische Darstellung seiner tiefsten Seelenqualen und -freuden. Man wird in der thematischen Behandlung dieser gewaltigen Symphonie,[1]) in dem Auf- und Abfluten unbändigster Siegesfreude und wunsch-

[1]) Auf die musikalische Kompositionsweise Kleists hat zuerst Servaes (Biogr. S. 50 f. u. 94) hingewiesen.

losen Ermattens in großen Zügen die Erlebnisse des Dichters wiedererkennen. Ich fasse mich ganz kurz. Penthesileas Wesen ist die Liebe. Als Amazonenkönigin ist sie an die Gesetze des Vernunftstaates der Tanais gebunden. Sie verläßt dieses ihr von außen gesteckte Ziel und folgt ihrer eigenen Natur und der Forderung ihres innersten Gefühls. Aber zwei feindliche Mächte kämpfen in ihrer Brust, Heldentum und Liebe. Die Liebe verwirrt ihr „das kriegerische Hochgefühl", und maßloser Ehrgeiz und ungezähmte Leidenschaft drängen ihre hinschmelzende Liebe zurück. Dieses ewige Hin- und Herpendeln zwischen den Forderungen des Vernunftstaates und ihrem innersten Gefühl bringt sie in Verwirrung, stört die Einheit ihres Wesens und bedingt die tragischen Mißverständnisse, die die erschütternde Katastrophe herbeiführen. Nur auf Augenblicke leuchtet die weiblich hingebende Natur Penthesileas hindurch, wo alles Heldenhafte weggeschmolzen ist und das „heilige Kriegsgesetz" für sie keine Geltung mehr hat. Hier ist der Ansatz für eine Entwicklung nach der Richtung Käthchens gegeben, aber Handeln und Bewußtsein treiben sie in Verwirrung, während Käthchens dem Unbewußten entkeimende, alles überwindende selbstlose Liebe durch nichts gestört und verwirrt wird. Das Käthchen ist nach des Dichters eigenen Worten „die Kehrseite der Penthesilea, ihr anderer Pol, ein Wesen, das ebenso mächtig ist durch gänzliche Hingebung, als jene durch Handeln" (V, 358, 8). So schließt sich das Käthchen eng an die Penthesilea an, und es entstand dieses hohe Lied der alles bezwingenden Liebe, dieses „Märchen" von „einem zarten und lieben Kinde von überaus schimmernder Reinheit an Leib und Seele".

II. Kapitel.

Literarische Grundlagen.

§ 1. H. v. Kleist und G. H. Schuberts „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft" (1808). Natürliche Sympathie. Leibliche Gebundenheit.

Zwei Auffassungen stehen sich bei der Frage nach dem Einfluß Schuberts auf Kleist schroff gegenüber. Von der einen Seite wird jeder Einfluß geleugnet, von der anderen wird eine Kenntnis somnambulistischer Probleme zur notwendigen Voraussetzung des Dramas gemacht. Es handelt sich besonders um die Szenen I, 1 und 2; II, 9; III, 14 und IV, 2. Du Prel, Wukadinović, Morris und neuerdings Lechner gehen von Schuberts „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft" (1808) und der „Symbolik des Traumes" (1814) aus. Die „Ansichten" gelten als die Hauptquelle, und die „Symbolik" wird, allerdings mit Vorbehalt, zur Rekonstruktion persönlicher Mitteilungen Schuberts herangezogen, die für Kleist soviel Anziehendes hatten, „daß er gar nicht satt davon werden konnte" (Schubert, Selbstbiogr. II, 228). Die beigebrachten Analogien sind verhältnismäßig gering und wenig zutreffend. Besondere Vorsicht ist auch deshalb schon geboten, weil gerade die scheinbar frappantesten Übereinstimmungen Kleists mit Schubert erst in einer späteren Auflage der „Ansichten" [1]) stehen (vgl. Euph. VIII, 777 ff., Wukadinović gegen Morris und Lechner a. a. O. S. 42 gegen Wukadinović S. 148/49).

Gemeinsam ist diesen Arbeiten eine wissenschaftliche Ausdeutung des Käthchens im Sinne der Ergebnisse der damaligen Psychologie.

---

[1]) Ich zitiere nach der sehr seltenen ersten Ausgabe, von der die Universitäts-Bibliothek in Halle ein Exemplar besitzt.

Ja, selbst du Prels Methode, „die Ergebnisse der heutigen Forschung auf das Stück anzuwenden", wird von Wukadinović nicht angefochten, sondern nur auf die Hilfsmittel jener Zeit ausgedehnt. Lechner folgt im wesentlichen Wukadinović. Sein Resultat lautet: „die bei Schubert mitgeteilten Tatsachen stimmen ihrem Verlauf nach nicht immer mit den Kleistschen Ausführungen überein, aber die allgemeine Idee und die inneren Beweggründe, die den handelnden Personen Ziel und Richtung geben, sind hier wie dort dieselben."

Gegen solche Formulierung muß man vom Standpunkt der Dichtung aus protestieren; denn gerade die „inneren Beweggründe" sind völlig verschieden, und viel zu allgemeiner Art sind die von Lechner festgestellten Schubert und Kleist verbindenden Grundgedanken:

1. Zwei dem Leibe nach sich noch ganz unbekannte Personen können schon lange innig vereint und eins sein, ehe das Schicksal ihre Hände ineinander legt.

2. Der Geist des Menschen ist von seinem Leibe ablösbar und kann für sich bestehen.

3. Der gute Dämon kann als sichtbarer, rettender Engel erscheinen.

Diese Gedanken finden sich wohl vereinzelt bei Schubert, besonders wenn man seine früheren und späteren[1]) Werke mit hinzuzieht, ich möchte sie jedoch nicht als konstitutive Merkmale seiner naturphilosophischen Ansichten ansprechen. Für das Verhältnis Kleists zu Schubert beweisen diese Hauptgedanken jedenfalls nichts; denn diese Anschauungen waren Kleist durchaus nicht fremd, ehe er nach Dresden kam. Sie wurzeln bei ihm im wesentlichen in Wieland, bei dem sich dazu noch der Cherub, Doppeltraum, Sympathie u. a. finden (siehe Kap. Wieland).

Die Ähnlichkeiten in der Anschauung sind allgemein psychologischer Natur, oder gehen auch bei Schubert auf Wieland, den er

[1]) Die erste Auflage der Schubertschen Vorlesungen war Lechner nicht zugänglich (S. 20 Anm. 2). Wukadinović zitiert nach der dritten Auflage. Der Blick wird dadurch getrübt, da alle späteren Auflagen völlig umgearbeitet sind. Namentlich die Kapitel über Somnambulismus sind nach dem neuerschienenen C. A. F. Kluge, Versuch einer Darstellung des animalischen Magnetismus als Heilmittel, Berlin 1811, u. a. gründlich revidiert. Schuberts Annäherung an den positiv christlichen Standpunkt wirkt später auch modifizierend auf seine naturphilosophischen Ansichten.

gern gelesen, oder diesem verwandte Ansichten zurück. Keineswegs darf man aber gewaltsam die Wurzel des „Käthchen" in Schubert suchen, wie Lechner, der auch irrtümlicherweise Kleists Ankunft in Dresden Ende Juli statt September oder Oktober 1807, ansetzt (vgl. V, 349, 11).

Auch die Quellenhypothese von Wukadinović scheint mir nicht überzeugend. Nach ihm stammt der Stoff aus der Bürgerschen Bearbeitung einer englischen Ballade „Graf Walter", der Traum aus Eschenburg „Lord Heinrich und Käthchen. Eine Romanze aus dem Englischen". „Hier hatte Kleist etwas, was von dem Hergebrachten abwich. Ein Weib, das dem Manne seine Liebe gesteht, und noch dazu ohne es zu wollen gesteht, das war in der Tat etwas Neues, „ein seltsamer Vorfall". Wenn Kleist nicht schon früher, dem Geiste der Zeit folgend, auf den Gedanken verfallen war, Käthchen zur Somnambule zu machen(!), so lag es jetzt sehr nahe, der Liebe Käthchens einen Zug des Unfreiwilligen, Geheimnisvollen zu verleihen. Dann hätte sich also erst von dieser Traumszene aus das somnambulistische Element über das ganze Stück verbreitet". Für den Cherub bringt W. noch eine entfernte Analogie aus Jung Stilling: Theobald oder die Schwärmer", Leipzig 1784/85. Es erhebt sich die Frage: ist es erlaubt, die einzelnen Züge in ganz verschiedenartigen Werken aufzuspüren und in jedem Falle apodiktisch von „Beeinflussung" zu sprechen, während sich die Hauptzüge zusammen, und mehr noch, bei einem Dichter finden, den Kleist sehr gut gekannt hat? Verwandte Anschauungen wird man namentlich in pietistischen Kreisen häufig finden, ohne jedoch eine direkte Beeinflussung Kleists annehmen zu dürfen.

Meines Erachtens ist es unzulässig, über die Konstatierung dieser allgemeinen Übereinstimmungen hinauszugehen, die ganze Dichtung auf Schubertsche Anschauungen festzulegen und die Personen des Dramas ihrer Selbständigkeit zu entkleiden. Ich kann die grundverschiedenen Motivierungen hier nicht nebeneinanderstellen und verweise auf meine Analyse des Dramas.

Die Sympathie im Drama ist ein gottgewollter Zug, der richtunggebend ist für das Tun des Menschen. Liebe und Religion fließen in Eins; Glück und innerer Friede sind das Ziel, das jedoch nicht immer erreicht wird. Wir haben daher in den beiden Hauptpersonen des Dramas nicht das ausgesprochene Verhältnis des Magnetiseurs zur Somnambule, wie Lechner (S. 39) will. Bei Schubert erklärt

sich alles natürlich, während im Drama ein psychologisches Problem im Vordergrund steht. Die Sympathie ist bei Schubert kein Zug höheren Ursprungs im Sinne der Dichtung, sondern ein Mittel zur Heilung armer kranker Personen. Auch Käthchens ahnungsvolles Schauen in die Zukunft knüpft W., im Anschluß an du Prel, zu Unrecht an Schubert an. Unter dem Hollunderbusch steigt Käthchen im Schlaf, den wir nach W. „als einen hypnotischen betrachten müssen", „plötzlich die Erinnerung an jene Vision in der Sylvesternacht auf, die ihr abhanden gekommen war (?), ‚weil das somnambule Bewußtsein im Erwachen latent wird', und der Graf erfährt hier endlich, was er so lange schon wissen will, und noch mehr als das. Käthchen erwacht, — und zwar, wie Somnambule, erinnerungslos (?)."

Die Vorhersagungen der Somnambulen, die im Trance[1]) von der körperlichen Gebundenheit befreit sind, beziehen sich auf später eintretende „körperliche Erscheinungen." Diese treffen dann mit Sicherheit zur angegebenen Zeit und Stunde ein. Das Hellsehen der Somnambulen wird durch das „Freiwerden jenes merkwürdigen Lichtwesens", von dem Schubert ausführlich spricht, bewirkt. In dem naturphilosophischen Organismus Schuberts hat dies gar nichts Wunderbares, denn „jene merkwürdigen Tatsachen behalten nichts mehr, was mit den unveränderlichen Gesetzen der Natur und mit anderen Erscheinungen derselben im Widerspruch stände. Vielmehr können sie uns zu einem der wichtigsten und klarsten Beweise jener vorherbestimmten Harmonie des Lebens aller Einzelnen mit dem ihres Ganzen dienen".

Bei Käthchen dagegen treffen die Prophezeiungen nicht mit Naturnotwendigkeit ein; es ist kein sicheres Voraussagen, sondern nur ein Glaube an die Verheißungen Gottes. Die Erfüllung zur angekündigten Stunde hat Kleist wohl nicht ohne Absicht vermieden, da es keineswegs geschmackvoll wäre, Käthchens und Strahls Vermählung nun wirklich unter den Klängen der Osterglocken sich vollziehen zu sehen.

Versuch einer natürlichen Erklärung aller, auch seelischer Phänomene, ist das Charakteristische Schuberts; er versucht die Erfahrungen des animalischen Magnetismus „aus dem Gebiete des

---

[1]) Während des Schlafes fragt man die Kranken vergeblich. Erst allmählich tritt der eigentliche Somnambulismus ein, der sich durch eine hohe geistige Spannung verrät. Dieser Zustand ist der seeligste (Ansichten S. 332/33).

Ideellen herüberzunehmen und ihr in der Wirklichkeit eine Stelle anzuweisen". Die ganze Betrachtungsweise wird in den Rahmen eines großen naturphilosophischen Systems gestellt. Auf einer früheren Stufe des Daseins, in jenem Zustand der reinen Lebensempfänglichkeit, fand eine viel innigere Gemeinschaft mit dem höheren Einfluß statt (S. 177). Aber die Erde erwacht zu besonderem Dasein. Die unmittelbare Verbindung mit dem höheren Weltganzen wird abgebrochen; denn das Mittelglied dieser Vereinigung, der flüssige Zustand und die allgemeine Wassermenge, durch deren Niederschlag die Erde entstanden ist, nimmt immer mehr ab (S. 179). Der Zustand der anorganischen Welt erscheint als ein Herabsinken von einer höheren und früheren Stufe. Aber eine Möglichkeit des Anschlusses an das Gesamtleben der höheren Natur bleibt in den sog. „kosmischen Momenten". Die Körper der anorganischen Welt gelangen nur dann zu selbständiger Tätigkeit, wenn sie wieder in die innige Vereinigung des Ganzen aufgenommen werden d. i. im Magnetismus und Elektricität (S. 179). In diesen kosmischen Momenten der anorganischen Körper vollzieht sich der Übergang zum organischen Leben (S. 204); „dasselbe Leben, das sich vorhin als Wechselwirkung des Anorganischen gezeigt, tritt nun als Organisches auf" (S. 207), und zwar durch das Hinzukommen der Atmosphäre. Schubert sucht überall den „Weg, welchen das Leben, überall dasselbe, von den Lebensbewegungen des Magnets, bis zu denen des Thieres, nimmt" (S. 206), ja er geht noch weiter und zieht das ganze Weltall mit hinein, Materie und Geist, Körper und Seele zu einem einheitlichen Organismus verschmelzend.

Diese Weltansicht ist ganz entgegengesetzt orientiert als die Kleists. Kleist ging von Anfang an von seinem Innern aus und stellte seine Seele aktiv der Welt entgegen; daher der schneidende Dualismus in seiner Anschauung. Schubert und die phantasievollen Naturphilosophen seiner Zeit gehen von der Harmonie des Weltalls aus und glauben, in Systemen die ganze Fülle der natürlichen und seelischen Erscheinungen fassen zu können. „Wozu doch unsere ärmlichen sich einander jagenden physischen und medizinischen Theorien" ruft Kleist ihnen zu (IV, 184, 14) und: „Sucht erst die Elemente des organischen und unorganischen Lebens kennen zu lernen, und die Art der Zusammensetzung zum Leben, und glaubt nicht, durch leere physische und hyperphysische, sinnige und unsinnige Träume schon aufs reine zu sein" (IV, 184, 17).

Man hat namentlich die Sympathie der Somnambule mit dem Magnetiseur, auf die Schubert mehrfach zu sprechen kommt, für das Käthchen herangezogen. Auch hier wieder der große Unterschied: Schubert erklärt diese Erscheinung natürlich, magnetische Kräfte sind wirksam, die die Somnambule infolge ihres schwachen Willens an den Magnetiseur und — was zu beachten ist — „an andere mit ihr und ihm im Rapport stehende Personen" reißen. Daß Kleists von Gott gefügte Sympathie zweier Personen etwas anderes ist, liegt auf der Hand.[1])

„Reizbare und kränkliche Personen von dem anderen Geschlecht, besonders solche, welche an unheilbaren Nervenkrankheiten leiden", sind nach Schubert zum Magnetisieren am schicklichsten (Ansichten S. 331). Der eigentliche Zustand tritt nach angestrengten Manipulationen des Magnetiseurs gewöhnlich in der Zeit vom 2. bis 14. Tage ein. Durch die auf den Kranken übergehende Willenskraft des Magnetiseurs stellt sich dann allmählich die heilsame Wirkung ein. „Alle Schmerzen sind gelindert, die Verdauung und Ernährung ist ungewöhnlich erhöht und verbessert" (Zusammenhang mit dem Gangliensystem). „Die Kräfte nehmen bei längerem Magnetisieren täglich zu, die Nervenzufälle verlieren sich" (S. 333). Der normale Hergang einer solchen Kur vollzieht sich in fünf Stufen: Magnetisieren — Sinken in den Schlafzustand — Eintreten des Somnambulismus — wiederum Schlafzustand — Erwachen. Die Intensität richtet sich immer nach der Willensstärke des Magnetiseurs; dieser ist dabei immer der aktive Teil.

Im Käthchen liegt es gerade umgekehrt. Hier ist Strahl der Gebrochene, den Käthchen allmählich zu sich hinaufzieht.

Hören wir Schubert weiter: Anstatt des Erwachens kann „ein

---

[1]) Zu beachten ist, daß Schubert später auch diesen ideellen Sympathiebegriff kennt und gegen den anderen abgrenzt. In der „Symbolik des Traumes" spricht er von der herzlichen Liebe, die öfters „in den Augenblicken des ersten Sehens" entsteht und bildend und veredelnd auf den ganzen Menschen einwirkt, und S. 175 Hinweis auf die Hälften- und Halbliebe. Gewisse Ähnlichkeiten erklären sich aus der gemeinsamen Quelle; denn auch Schubert stützt sich hier, wie aus den Anmerkungen hervorgeht, wesentlich auf pietistische Gewährsmänner. (Auch Wieland stand in der Jugend pietistischen Kreisen nahe.) Schubert ist sich jedenfalls bewußt, daß hier etwas anderes vorliegt als seine „natürliche" Sympathie, „denn hier sehen wir mehr als uns alle Erscheinungen des Somnambulismus und das ganze hiermit verwandte Gebiet zusammen zeigen können".

noch mehr exaltierter Zustand" eintreten. Dieser sog. Doppelschlaf ist „eine höhere Potenz des gewöhnlichen Somnambulismus" (S. 348). „Was diesen Zustand vorzüglich merkwürdig macht, ist, daß die im Doppelschlaf Befindlichen nur für ihren Magnetiseur Sinn haben" (S. 349). „Während jenes Zustandes" ist ihr Wille mit dem des Magnetiseurs eins. Es handelt sich aber niemals um nur zwei Personen, die in inniger Sympathie stehen, sondern wer in die Wirkungssphäre des Magnetiseurs kommt, wird angezogen. Namentlich Gmelin hatte eine ganze Anzahl von magnetisch Schlafenden, „die nur noch für ihren Magnetiseur, mit dessen Seele die ihrige Eins scheint, Sinn und Bewußtseyn haben" (S. 349). Aber „wahrscheinlich bloß deswegen, weil sich Gmelin das Magnetisieren durch einen Isoliertisch erleichterte" (S. 350). „Heinecken magnetisierte im freyen Zimmer" und hatte wesentlich schlechtere Erfolge (ebd.) Das Verhältnis entbehrt also jedes persönlichen Momentes, es ist ein rein „natürlicher Rapport", in dem der schwächere Teil durch Aufnahme der mitgeteilten „Lebenskraft" Nahrung für die „feinsten Nervengeister" schöpft. Die Somnambule wird dadurch geheilt und immer freier und froher.

Beim Käthchen ist es wiederum gerade umgekehrt. Ihre Leiden beginnen mit dem ersten Zusammentreffen mit Strahl. Folgt sie ihm unbeirrt, so ist es keine „physische Anziehung" oder magnetische Gebundenheit, sondern alles überwindende Liebe, die sich auf göttliche Bestimmung gründet.

Diese fundamentale Verschiedenheit mag besonders gegen Lechner betont werden, der nach Aufzählung seiner Analogien ganz befriedigt ausruft: „Nun ist uns auch Käthchens seltsame Anhänglichkeit kein Rätsel mehr: wir haben in den beiden Hauptpersonen dieses Ritterschauspiels das ausgesprochene Verhältnis des Magnetiseurs zur Somnambulen" (S. 39).

Nach Schubert streben alle „noch ungebohrnen Kräfte", die in dem „jetzigen unvollkommenen Daseyn" eingeschlossen sind, einem künftigen höheren Leben entgegen. „Vornehmlich in einem krankhaften oder ohnmächtigen Zustand" kommen sie vorübergehend ans Licht (S. 302). Wenn also die körperlichen Bande gelöst oder ausgeschaltet werden, in Krankheit, Somnambulismus usw., wird „die Kluft zwischen dem jetzigen und künftigen Daseyn" überbrückt. Im Tode wird dann „der höhere fremdartige Keim", die für ihn gleichsam zu enge, zu unvollkommene Hülle durchbrechend, endgültig

frei. „Der Magnetismus, welcher nicht selten ein Erstarren der Glieder wie im Tode, und andere hiermit verwandten Symptome zur ersten Wirkung hat, ist auch hierin das im Kleinen, was der Tod im Großen und auf eine vollkommenere Weise ist. Auch Ohnmachten und der noch tiefer mit dem eigentlichen Tod verwandte Scheintod ohne Bewußtseyn, zeigen sich, so wie sie von einem gleichen, oder vielmehr noch viel höheren Wonnegefühl begleitet sind als der Somnambulismus, nicht minder heilsam als der magnetische Schlaf, und die aus ihm erwachenden sind meist von der vorhergegangenen Krankheit, die sie in diesen Zustand versetzt, vollkommen befreyt, ja auf eine unbegreifliche Weise gestärkt."

Wukadinović und Lechner finden hier das „Krankheitsbild Wetters" vorgebildet. Zweifellos sind gewisse Ähnlichkeiten vorhanden. Aber darf man bei Strahls Krankheit (II, 231 ff.) von einer heilkräftigen Wirkung des Scheintods sprechen? Zwischen einer rein physiologischen Wirkung und einem seelischen Vorgang ist doch wohl ein großer Unterschied, so daß das Trennende größer ist als das Verbindende. In der Grundanschauung steht Kleist hier alten Vorstellungen des Volksglaubens viel näher: „In jedem von uns wohnt, für gewöhnlich unsichtbar in unserm Leib verschlossen, ein geheimnisvolles Wesen, die Seele; alles, was wir tun, wenn wir leben und uns bewegen und handeln, ist ihr Werk, denn ohne Seele liegt der Leib regungslos und wie tot z. B. manchmal wenn wir schlafen. Da hat die Seele unsern Leib verlassen und geht auf Reisen, und was sie da erschaut und erleidet, sind unsere Träume. ... Erzählungen solcher Träume von gesunden Menschen sind in unsern Sagen verhältnismäßig selten. Meistens ist es ein trauriges Verhängnis, eine Art Krankheit, die den Menschen zwingt, seine Seele des Nachts auf Reisen zu schicken."[1])

Auch die Ahnungen Käthchens haben mit denen der Somnambulen nur den Namen gemein; sie gehen auf eine ganz andere Tradition zurück. Das Hellsehen und Voraussagen der Somnambulen bezieht sich auf natürliche Ereignisse; sie wissen, wann bestimmte Krankheitszustände eintreten, was für Heilmittel dann nötig sein werden. Die Arzeneien die sie angeben, sind infolge der Sympathie mit dem Magnetiseur meist im Sinne seiner Heilmethode. Ihr inneres

[1]) Friedr. Ranke, Die deutschen Volkssagen. München, Beck 1910. S. 2 = Deutsches Sagenbuch, hsg. von Friedr. v. d. Leyen. IV. Teil.

Gefühl ist so scharf, daß sie zwar nichts mit den Augen sehen, wohl aber alles bemerken, was ihnen in den Weg kommt. Das „Wahrnehmungsvermögen in der Magengegend" ist besonders stark ausgebildet. Die Somnambulen haben also ein verschärftes Allgemeingefühl für das, was ist oder was mit Naturnotwendigkeit eintritt. Käthchen dagegen sieht in der betreffenden Szene nicht was ist, sondern was nicht ist. Ein inneres Eigenleben erwacht in ihr. Man kann deshalb auch nicht sagen, daß „sie sich gewisse Vorstellungen und Bilder von ihm (Strahl) suggerieren läßt". (Rahmer, Kleistproblem S. 117, viel zitiert).

Die Grundanschauungen Schuberts und Kleists, wie sie im Käthchen niedergelegt sind, zeigen zu große Verschiedenheiten und Gegensätzlichkeiten, als daß man eine engere Beziehung, geschweige denn die Übernahme des Somnambulismus, ernsthaft behaupten könnte. Trägt man den Somnambulismus künstlich an die Dichtung heran, verleitet durch gewisse Ähnlichkeiten, die aber auf völlig verschiedener psychologischer Grundlage ruhen, so verfehlt man notwendig das spezifisch Kleistische im Käthchen. Und das ist doch vornehmlich dasjenige, was wir zu fassen suchen, und was uns die Dichtung wertvoll macht.

§ 2. Chr. M. Wielands platonische Jugendschriften. Ideelle Sympathie. Hälftenliebe.

Mit Schuberts Ansichten hat also der Grundbegriff des „Käthchen", die wunderbare, übermächtige, wechselseitige Sympathie zweier Menschen, abgesehen von einigen Farben, die Schubert zu dem Gesamtbilde geliehen haben mag, nichts gemein. Der für das Verständnis Käthchens so wichtige Begriff der „Sympathie" entstammt den Schriften Wielands, besonders denen der ersten Periode. Diese Jugendschriften, die Wieland 1797/98 in sechs Bänden als Supplemente zu den Sämtlichen Werken bei Göschen in Leipzig herausgab und damit scharf gegen die anderen Werke abgrenzte, betrachtete er immer „mit einer gewissen Vorliebe, weil er sich der glücklichen Gemüthsstimmung, in welcher sie aus seiner Seele hervorgingen, in der jetzigen Epoche seines Lebens nicht ohne Rührung und Vergnügen erinnern kann" (Vorbericht zu den Erzählungen, Suppl. II, S. 54). Mit Wehmut erinnert der Dichter sich seiner

Jugend, wo seine empfindungsvolle Seele von Schwärmereien hingerissen war, „worin die ganze Natur uns mit zärtlichen Sympathien erfüllt, und eine Liebe, wie Petrarch für seine Laura fühlte, die ganze Schöpfung in unsern Augen verklärt, und allem, was uns umgiebt, ihren Geist und ihre Wonne mitzutheilen scheint. Der Platonismus, der in diesen Stücken herrschet, war so wenig, als derjenige, der in Petrarka's Liedern glüht, die Frucht einer kalten studierten Nachahmung, sondern eine natürliche Folge der Gemüthsstimmung, worin sich der Verfasser damahls befand" (Suppl. II, S. 48).

Der Begriff der Sympathie, der durch Wieland ein ganz bestimmtes Gepräge bekommen hat, — Wieland war sich dessen später bewußt — entspringt aus seiner optimistischen, an Leibniz, Plato und Shaftesbury orientierten ästhetischen Weltbetrachtung. In der „Natur der Dinge" gibt er eine begeisterte, aber etwas langatmige Darstellung seines Systems, das Leibniz' Monadologie in eigenartiger Weise fortbildet.

Die ganze Schöpfung, die von Gott in wundervoller Harmonie und Ordnung erhalten wird, ist ein „weites Reich beseelter Wirklichkeiten". Einzig bleibend in der Erscheinungen Flucht und durchaus herrschend ist der Geist; denn er ist ewig. Die Materie hat keine selbständige Bedeutung, sondern dient nur zur Verhüllung der geistigen Wesen, die in ihrer graduell verschiedenen Empfindungsfähigkeit ein sich immer höher entwickelndes Stufenreich bilden. „Die Welt ändert immerfort ihre Gestalt; das Künftige liegt in dem Gegenwärtigen eingehüllt; alle Veränderungen sind nichts anders als Entwicklungen, wovon der Grund in der stufenweisen Veränderung und Verwandlung liegt, welche mit den Elementen vorgehet. Die geistigen Wesen erheben sich aus einer Gattung in die andre. Es ist kein Tod in der Natur; der Tod ist die Geburt eines neuen Zustandes." (Suppl. I, S. 208/09.) Ziel alles Strebens ist daher die unendliche Vervollkommnung des Menschen, die ihn der Gottheit annähert und selbst mit dem Tode nicht aufhört (Suppl. I, S. 251).

„Gott allein ist die Quelle der Glückseligkeit," zu der alle empfindenden Wesen bestimmt sind und „die Tugend allein verbindet unser Privatglück mit dem allgemeinen." (Suppl. I, S. 252.)

Der Mensch wird „stufenweise vorbereitet" durch „alles Schöne und Gute", die Symbole des Göttlichen, und durch die Liebe, denn

sie ist die „Mutter der Welten", der „Urquell" alles Seins. Die Liebe ist kosmogonisches Prinzip. Wie sie die feindlichen Mächte des Weltalls zu Harmonien band, zieht sie Mensch zu Mensch.

O Liebe, süßer Zug zu Wesen, die uns gleichen,
Du herrschest unbegrenzt in allen Schöpfungs-Reichen
(Suppl. I, S. 96).

Mit dieser zu seiner Zeit durchaus modernen, durch die mathematische Naturwissenschaft, die den Gesichtskreis bedeutend erweitert hatte, angeregten poetischen Weltbetrachtung verbindet Wieland Gedanken platonischer Schriften, namentlich des „Symposion". Der tiefsinnige Mythus, den Aristophanes grotesk-phantastisch vorträgt, doch durchaus ernst meint, wird neu gedeutet. Das Verlangen nach individueller Wesensergänzung, die verzehrende Sehnsucht, mit welcher die getrennten Hälften, die ursprünglich eins waren, sich suchen, wird in Erinnerung an Platos Eros, ein Mittel, dem Ewigen nahezukommen.

Vor dem Erdenleben werden die verwandten Seelen füreinander bestimmt, die hier schon einen schwachen Abglanz des Glücks erleben können, das sie in einem vorhergehenden Zustand in besseren Welten, denen die Seelen wieder zustreben, genossen haben. „Wie glücklich," heißt es in den Sympathien (Suppl. III, S. 129),[1]) wenn sympathetische Seelen einander finden! Seelen, die vielleicht schon unter einem anderen Himmel sich liebten und itzt, da sie sich sehen, sich dessen wieder erinnern, wie man eines Traums sich erinnert, von dem nur eine dunkle angenehme Empfindung im Gemüthe zurück geblieben ist." „Wie süß ist dann das Erstaunen dieser harmonischen

[1]) Kleist kannte die Jugendschriften Wielands, wie oben erwiesen, sehr genau. Für die Sympathie noch eine Parallele, Suppl. III, S. 163: „... und lege um diese allzu zarte Brust, wie einen diamantnen Schild, den großen Gedanken: Ich bin für die Ewigkeit erschaffen". Kleist, Ausg. V, S. 143, 13: „O lege den Gedanken wie einen diamantenen Schild um Deine Brust: ich bin zu einer Mutter geboren!"

Mit Recht weist Kayka (a. a. O. S. 129) darauf hin, daß Kleist, „noch ehe er etwas von romantischer Naturbetrachtung wußte, mit dem geheimen Seelenrapport zwischen zwei Liebenden rechnete, wie er ihn später im Käthchen verwertete. Denn aus welchem anderen Grunde sollte er sonst wünschen, daß Wilhelmine zu gleicher Zeit an ihn, wie er an sie denken sollte" (Kleist, Ausg. V, S. 99, 23 ff.). Die prägnanten Übereinstimmungen mit Wieland können hier nicht angeführt werden, vgl. namentlich Suppl. III, S. 136 und Hempel VI, S. 40, Seraphina.

Geister, wenn sie sich unverhofft finden! Ein geheimer magnetischer Reiz nähert sie einander" (S. 130). „Sie scheinen zwey Hälften zu seyn, welche die Freundschaft wieder in Eine Seele zusammenfügt" (S. 130). „Sympathie und Schicksal" fallen zusammen, denn die hohe geistige Liebe ist eine Stufe zu der allgemeinen Bestimmung des Menschen, der allmählichen Annäherung an die Gottheit.

Die Sympathie ist wirksam im Agathon. Als Agathon und Psyche zusammentreffen, „erkannten ihre Seelen einander zugleich, und schienen durch ihre Blicke schon ineinander zu fließen eh ihre Arme sich umfangen, eh die von Entzückung bebenden Lippen — Psyche — Agathon — ausrufen konnten" (I, 4, S. 38). Beide stehen sich unter dem überwältigenden Eindruck des Augenblicks stumm gegenüber, „Der Gebrauch der Sprache hört auf, wenn sich die Seelen untereinander mittheilen" (I, 4, S. 38). Keine Scheidung der Leiber kann das seelische Band zerreißen (S. 39). Auch Agathon verfällt den Schlingen einer Nebenbuhlerin, aber, ähnlich wie in Käthchen, kommt in Psyche keine Spur von Eifersucht auf. „Ich überließ dich der glühenden Leidenschaft einer mächtigen und reitzenden Nebenbuhlerin, ohne sie einen Augenblick zu fürchten. Ich wußte, daß, wenn sie es auch so weit bringen könnte, Deine Sinnen zu verführen, sie doch unfähig sey, dir eine Liebe einzuflößen, wie die unsrige, und daß du dich bald wieder nach derjenigen sehnen würdest, die dich allein glücklich machen kann, weil sie allein lieben kann, wie du geliebt zu seyn wünschest" (vgl. Käthchen 231, 21, „das Mädchen, das fähig wäre, ihn zu lieben, sei nicht vorhanden").[1])

Die Liebe auf den ersten Blick, die sympathetisch geistige Liebe schildert Wieland in immer neuen Farben. Fast sämtliche Züge der Traumszenen im Käthchen finden sich bei Wieland vorgebildet. Die bange Frage Strahls ertönt öfters:

> Ist in der Schöpfung ganzem Umkreis denn
> Kein Herz, das mir entgegen schlägt und mich
> So lieben könnte, wie ich's lieben wollte?
> Kein Wesen, das mich sucht?

---

[1]) Man hat behauptet, es sei „schlechterdings nicht zu verstehen, wie der Graf zu der Einbildung kommt, das Mädchen, das ihn lieben könne, sei nicht vorhanden". Dies ist auch unverständlich, wenn man die große Nachwirkung Wielands nicht vor Augen hat.

O wär's für mich,
Und nur für mich allein, erschaffen! Kennte
Kein Glück, als mich zu lieben, mir zu leben.
(Zemin u. Gulindy Suppl. II, S. 91.)

Eine unaussprechliche Sehnsucht äußert sich in Seufzern, Bänglichkeit und Schwermut, und verliert sich allmählich in dämmernde Gesichte und süße Träumerei (Suppl. II, S. 89). „In Träumen sehn wir oft die himmlische Gestalt Der Freundin vor uns stehn" (Suppl. II, S. 30).[1] Auch der Gedanke, daß Krankheit und Schlaf für den unsterblichen Teil des Menschen heilsam sind, da sie ihn von den Banden der Sinnlichkeit befreien, findet sich bei Wieland verschiedentlich ausgesprochen (vgl. Suppl. III, S. 180, 232 u. a. Käthchen S. 231, 16):

„Unsterblicher, der für mein Wohl so sorgsam
Im Traume wirkt, was, wenn der Körper wacht,
Der von Empfindungen betäubte Geist
Nicht denken konnte" (Suppl. II, S. 148).

Eine entscheidende Wirkung tritt ein, wenn der Mensch „das Urbild des geliebten Traumgesichts" entdeckt (Suppl. II, S. 98):

„Wenn wir sie wirklich sehn, die oft ein Nachtgesicht
Mit Mienen, die den ihren gleichen,
Uns zugeführt, dann wirds in unsrer Seele Licht,
Dann sehen wir, wohin der mächt'ge Zug gezielt".
(Suppl. II, S. 30.)

Das erste Zusammentreffen ist von elementarer Wirkung, denn es ist wie eine Offenbarung:

„Der erste Anblick hat
Mit Flammenzügen, die der Tod nicht löschet,
Ihr himmlisch Bild in meine Brust gegraben!"
(Suppl. II, S. 111).

---

[1]) Im Anti-Ovid (V, v. 122) spielt Wieland bei der Schilderung des unstillbaren Sehnens zweier unbekannter Liebenden „auf eine Elegie von Klopstock an, die vielleicht das lieblichste und zarteste ist, was unsere Sprache aufzuweisen hat". (Suppl. II, S. 44, Anm.). Gemeint ist die Ode „Die künftige Geliebte" (Muncker-Pawel 1889, S. 31 ff.), die zuerst 1748 in den Neuen Beyträgen zum Vergnügen des Verstandes und Witzes (Bd. IV, Stück 6) mit der Überschrift „Elegie" gedruckt ist.

„Ein unaussprechlich Was, ein unsichtbarer Zwang
Verrät beim ersten Blick den unbewußten Hang
Einander zugedachter Seelen."

Der Traum ist erfüllt und die göttliche Bestimmung erreicht, wenn

„Wir nun das Urbild sehn, sie nun gefunden haben,
Die Hälfte unsrer selbst, zu der die Sympathie
Geheimnisvoll uns hinzog" (S. W. IX, S. 172).[1])

Auch der Doppeltraum im „Käthchen" hat seine Wurzel in Wieland, wie einige überraschende Parallelen mit „Sixt und Klärchen oder Der Mönch und die Nonne auf dem Mittelstein"[2]) (S. W. IX, S. 190 ff.) zeigen.[3]) Zwei von Gott füreinander bestimmte Menschen haben

„Zwey Träume, die so gleich sich sah'n,
Wie neugeborne Zwillingsbrüder.
Mit schlummertriefenden Gefieder
Läßt einer sich auf Sixten nieder:
Der andre schmiegt, wie Leda's Schwan
Sich sanft an Klärchens Busen an" (S. W. IX, S. 205).

Ein Funkeln und Glänzen geht von dem Cherub aus, daß die beiden armen Seelen vor Freuden fast ob dem Gesicht sterben (ebd.).

„Drey Nächte nach einander träumen
Die Liebenden den gleichen Traum" (S. 206)

(vgl. Käthchen S. 231, 24: Drei hintereinander folgende Nächte ... sei ihm ein Engel erschienen).

---

[1]) Die gleiche Anschauung, neben Plato wohl auch aus Wieland stammend (s. u.), findet sich in Novalis' Heinrich von Ofterdingen, Schriften 1802, S. 260 f.: „Mich dünkt, sagte Mathilde, ich kennte Dich seit undenklichen Zeiten." S. 262: „Ja, Mathilde, wir sind ewig, weil wir uns lieben ... O Geliebte, der Himmel hat dich mir zur Verehrung gegeben. Ich bete dich an. Du bist die Heilige, die meine Wünsche zu Gott bringt, durch die er mir die Fülle seiner Liebe kund tut. Was ist die Religion als ein unendliches Einverständnis, eine ewige Vereinigung liebender Herzen? Wo zwey versammelt sind, ist er ja unter ihnen ... Deine irdische Gestalt ist nur ein Schatten dieses Bildes ... das Bild ist ein ewiges Urbild, ein Teil der unbekannten heiligen Welt." Vgl. E. Ermatinger, Das Romantische bei Wieland. Neue Jahrbücher für das klass. Altertum, Geschichte und dtsch. Lit. XI, 1908, S. 208 ff.

[2]) Vgl. die Nachdichtung dieses Gedichtes von Z. Werner „Der Mönch und die Nonne". (Auf Wartburg, 20. Nov. 1807. S. W. I, S. 144.)

[3]) Der Doppeltraum findet sich bei Wieland in vielen Schattierungen. Der übliche Hinweis auf den Traum Hüons und Rezias (Oberon III, 58—65; IV, 46—50) ist weniger treffend,

Ist es ein Zufall, daß auch gerade in „Sixt und Klärchen" sich der Hinweis auf Diogenes findet und von den „zweygebeinten federlosen Thieren" (IX, S. 191)[1] die Rede ist, daß gerade die Kindlichkeit, Schönheit und Engelkeuschheit Käthchens sowie Klärchens (S. 197) so hervorgehoben wird, daß auch „O du, wie nenn' ich dich", das sich bei Wieland öfter findet (Suppl. II, S. 99 u. a.) im Käthchen wörtlich vorkommt? (Käthchen S. 212, 6). Noch viele Kleinigkeiten, die in dieser Fülle und in diesem Zusammenhange von Wert sind, ließen sich anführen z. B. „Cherubim" als Singular, „Iris", „dieser gefährliche Affe der Vernunft" u. a.

Manche Anzeichen sprechen dafür, daß Wieland Kleist in Dresden wieder näher gerückt ist. Die innigen persönlichen Beziehungen, die sich durch Wielands kluges, aufmunterndes Urteil noch festigten, sind bekannt; ebenso der Eindruck, den Wielands ermutigende Mahnung, den Guiskard zu vollenden, „und wenn der ganze Kaukasus und Atlas auf Sie drückte", auf Kleist machte — er trug diesen Brief wie einen Talisman bei sich. Nach den schweren inneren Kämpfen, nach dem rastlosen Brüten, dem sich unter großen Qualen einige herrliche Kunstwerke entrangen, begann für Kleist in Dresden eine stillere, ruhigere Zeit. Er sammelte jetzt für den Phöbus seine Jugendgedichte, die ihm so recht die glücklichen Tage seiner begeisterten Schwärmerei nahe brachten. Mit welchen Gefühlen mußte er, der vergeblich in unbegreiflich innerer Zerrissenheit nach einer Einheit suchte, die zufriedenen und bescheidenen Verse seiner Jugend betrachten:

z. B. „Können sie doch mir nichts rauben
Nicht den Frieden, der sich selbst bewährt,
Nicht die Unschuld, nicht an Gott den Glauben,
Der dem Hasse, wie dem Schrecken wehrt" (IV, S. 12, 5).

Oder er ruft betrübt:

„Ich auch, das Herz einst eures Dichters, liebte:
. . . . . .
Wann kehrt ihr wieder, o ihr Augenblicke,
Die ihr dem Leben einz'gen Glanz erteilt?
. . . . . .

[1] Käthchen II, S. 221, 2: „Der Mensch ist, nach Platon, ein zweibeinigtes ungefiedertes Tier; du weist, wie Diogenes dies bewiesen; einen Hahn, glaub' ich, rupft' er, und warf ihn unter das Volk." Vgl. auch Wielands „Platonische Betrachtungen über den Menschen" (Suppl. IV, S. 67 ff.).

Ach, dieses Herz!
Wenn es doch einmal noch erwarmen könnte!
Hat keine Schönheit einen Reiz mehr, der
Mich rührt? Ist sie entflohn, die Zeit der Liebe?[1])
(IV, S. 19, 81 ff.).

Auch das Morgenblatt, zu dem Kleist anfangs in näherer Beziehung stand, brachte häufiger Stellen aus Wieland, die in gleicher Weise wirken konnten, z. B. Morgenblatt, 4. Januar 1808, Nr. 3, S. 9 (Motto):

„Tief in dem Heiligtum von unserer Seele liegt
Der Liebe Quell, der Zug zum Guten und zum Schönen;
Und in der Harmonie, die unsre Triebe wiegt,
Die Seligkeit, wonach sich uns're Herzen sehnen."[2]) Wieland.

War oben schon auf die Ähnlichkeit des Verhältnisses Psyche — Agathon — Pythia und Käthchen — Strahl — Kunigunde verwiesen, so möchte ich noch eine Schrift Wielands heranziehen: „Timoklea, Ein Gespräch über scheinbare und wahre Schönheit" (Suppl. IV, S. 35 ff.), in der das Ideal einer wahren inneren, seelischen Schönheit entworfen wird. Als Gegenstück wird eine nur auf die äußeren Sinne wirkende Schönheit beschrieben. Putz, Locken, Berechnung des Eindrucks erinnern sehr an Kunigunde. Die Gegenüberstellung von äußerer und innerer „Schöne", der Dualismus zwischen Sinnen- und Seelenliebe findet sich in Wielands Dichtungen so zahllos, daß Beispiele nicht nötig sind. Gedanken in der Zuspitzung, die er ihnen gegeben, konnte Kleist bei Wieland natürlich nicht finden, aber eine Stelle ist doch beachtenswert. In Wielands Schrift „Was ist Wahrheit" heißt es: „Das innige Bewußtsein dessen, was wir fühlen, ist unläugbar das sicherste". „Zum Glück ist der Glaube an sein eigenes Gefühl gerade das, was sich der Mensch am schwersten und seltensten nehmen läßt." „Aber, sagt man, wie häufig sind die Fälle, wo ein Mensch durch die Sinne oder durch sein inneres Gefühl betrogen wird." „Und eben so häufig geschieht es, daß von zweien, die einander durch das Gefühl widerlegen, beide betrogen werden." „Beweiset einem Menschen, seine Vernunft sei eine Zauberin, die ihn alle Augenblicke täusche und

[1]) Diese Verse (im Phöbus Febr. 1808) hätte Kleist kaum abgedruckt, wenn etwas Wahres an seiner Verlobung mit Julie Kunze wäre.

[2]) = Anti-Ovid II, 1—4. Suppl. II, S. 24.

irre führe — das wird ihn noch nicht verwirren: beweiset ihm, daß er seinen Sinnen, seinem innern Gefühle nicht trauen dürfe — das verwirrt ihn!"

Wieland selbst als echter Optimist des 18. Jahrhunderts war weit entfernt, diese Gedanken tragisch zu nehmen, die seinem Schützling Kleist zum tiefsten schmerzlichsten Erlebnis werden sollten.

§ 3. Z. Werners „Martin Luther oder die Weihe der Kraft". Theorie der Hälften- oder Halbliebe.

Kayka kann sich nicht genug tun, auszumalen, wie Z. Werners allegorische Spielerei, seine mystisch verworrene Geheimbündlerei und das wahllose Mischmasch von allen Stilarten Kleist in heiligen Zorn versetzt habe. „Das Schmierigsüßliche, das wie verfaultes Holz an allen Ecken aufleuchtet, mußte Kleist ein Ekel sein" (S. 101). Ähnliche Urteile sind in der Kleistliteratur, soweit sie überhaupt von Werner Notiz nimmt, beliebt.

Ernstliche Hinweise auf Z. Werner sind spärlich. O. Fischer, Euph. 16 (1909), S. 145 sucht darzulegen, daß „die Söhne des Thals" an dem Verfasser des „Prinzen von Homburg" nicht eindruckslos vorübergegangen sind. Es läßt sich weiter zeigen, daß auch der „Martin Luther" [1]) auf das „Käthchen" eingewirkt, wenn nicht gar mit die Veranlassung dazu gegeben hat.

Wie Kleist hatte Werner in seiner Jugend ganz in den Anschauungen des 18. Jahrhunderts gelebt. Wieland und der junge Schiller, die begeistert Shaftesburys Ideen verkündigten, waren seine Lieblingsdichter, und stolz klingt es von seinen Lippen:

„Überall, wo Gottes Lüfte wehen,
Tönt die Losung: Zur Vollkommenheit."

Auch bei ihm ist die Umgestaltung des Weltbildes durch Kant bedingt, wenn sich die Wandlung auch ruhiger vollzieht als bei Kleist. Kant wirft den Menschen auf sich selbst zurück und läßt, wie Z. Werner sagt, „uns in uns selbst das Universum finden" (S. W. I, 103).

---

[1]) Den Hinweis auf Z. Werners Luther verdanke ich Herrn Privatdozent Dr. K. Jahn.

„Auf dieses Weisen Ruf erwachen die Geweihten,
Ein Prytaneum wird im Norden offenbar,
Es naht die Musenkunst dem heiligen Altar,
Und rührt mit weisem Maaß Apollons goldne Saiten,
Des Unermeßlichen verschönter Wiederschein,
Führt sie in's Heiligtum des innern Sinns uns ein"
(I, 103 f.).

Wie groß der Quell auch sein mag, aus dem die Erkenntnis dringt (I, 57), er kann das innere Sehnen nicht stillen. „Der Denker ist an Raum und Zeit gebunden, Reißt sein System wie Kartenhäuser um" (I, 58), während der Dichter ein „Lied für Ewigkeiten" singt. Die wesentlich rationale Bezwingung der Wirklichkeit wird bei Werner allmählich abgelöst durch ein ahnendes Erfassen und eine dichterische Ergründung des Lebens.

Diese innere Welt sucht Z. Werner in seinen „Söhnen des Thals" darzustellen.

[Welt, Schicksal Sinne schlagen den Sohn des Lichts
in Banden]
„Doch hat das Wort des Lebens er verstanden,
So kann er ob dem Schicksal nicht verzagen,
Er fühlt die Welt in seinem Herzen schlagen,
Der Sinne Täuschung wird an ihm zu Schanden!" (I, 126).

Die Haupttendenz des Ganzen bezeichnet er in einem Brief an Hitzig 28. Okt. 1802 als den „Sieg des geläuterten Katholizismus, mittels der Maurerei über den, in seinen Grundsätzen zwar ehrwürdigen, aber dem Menschengeschlechte, qua talis, nicht angemessenen durchaus prosaischen Drang eines, durch keine Phantasie begränzten, Criticismus" (S. W. XIV, S. 37).

Fichte, Schleiermacher, Novalis und Tieck waren es namentlich, die ihm den Weg wiesen. Daneben aber ging Wieland mit einem wesentlichen Bestandteil seiner Anschauung in Z. Werners Dichtung über. Da die Verhältnisse im ganzen ähnlich wie bei Kleist liegen, sei etwas ausführlicher darauf eingegangen.

Ein kleines Streiflicht wird dabei zugleich auf Wielands Stellung zur Romantik fallen. Die Romantiker, an erster Stelle Tieck, haben Wieland bekanntlich scharf abgelehnt. Die Selbstsicherheit, mit der bei Wieland über die höchsten Fragen und Probleme gesprochen wurde, war ihrem tastenden und tiefwühlenden Geiste

zuwider. Die verständnislose Leichtfertigkeit, mit der Wieland im Teutschen Merkur 1799 II, S. 69—90 und 1800 S. 259—277 in enthusiastischem Eintreten für Herders „Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft" gegen Kant[1]) raisonnierte, mußte ihnen die Augen öffnen über die Kluft, die sie von ihm trennte. Doch hätten sie Wieland wohl mit schweigender Verachtung als überlebt und rückständig übergangen, wenn sie sich nicht bewußt gewesen wären, daß sie selbst auf Wielands Bahnen — denn er hatte manches Neuland entdeckt — fortschritten. So lag die Gefahr nahe, daß man über dem Gemeinsamen das Trennende verwischte. Der Wunsch, ihre eigene Lebensauffassung gegen die Wielands scharf abzugrenzen, wird die überscharfen Worte der Ablehnung verursacht haben. Erst in neuerer Zeit beginnt historische Betrachtung über Wieland gerechter zu urteilen (vgl. Walzel, R. G. M. I (1909), S. 417).

Trotz der heftigen Befehdung Wielands, zu der die junge Generation der Romantik ein gewisses Recht hatte, wird man Wieland mit Hirzel (a. a. O. S. 91) einen „Vorläufer der Romantik" nennen können. Denn für viele bildete er mit den Ausgangspunkt. Novalis hatte sich in seiner Jugend begeistert an Wieland angeschlossen, Schleiermacher hatte in seiner Jugend keinen Schriftsteller mehr gelesen als Wieland[2]) (Aus Schleiermachers Leben IV, 26; Hirzel a. a. O. S. 5 und S. 45). Wie groß die Abhängigkeit Kleists vom jungen Wieland ist, wurde oben erörtert. Dasselbe gilt von Z. Werner. Beide haben Wieland durch alle Einflüsse hindurch,

---

[1]) Wieland sieht in Kants Werk „ein bloßes Luft- und Duftgebilde", einen „philosophischen Zauberpalast, den der neue mehr als Ariostische Atlante durch die Allgewalt seines synthetischen Zauberstabes aus pseudoplatonischen Noumenons in das überempiristische Leere hingewebt hat". Er kann sich keine „mühseligere und widerlichere Arbeit denken", als dieses „neue philosophische Ungethüm" ausführlicher zu beleuchten. Er findet an der sogenannten kritischen Philosophie, „mit der ein so gewaltiger Spuk getrieben wird," nichts als „Worte ohne Sinn, willkürliche Begriffe und Distinktionen und transzendentale Vision", und möchte eine Nation, „die von je her ihres kalten, ruhigen, gesunden Menschenverstandes wegen berühmt war," vor der „Gefahr der Ansteckung" durch diese „Transzendentalinfluenza" schützen. Die unglaublichsten Ausdrücke überstürzen sich. Von der Höhe dogmatischen Besserwissens kämpft er mit Ironie, ohne den Ernst der Gefahr zu sehen.

[2]) Auch zu Fichtes Lieblingsautoren gehörte, neben Lessing und Goethe, Wieland, den er „nicht genug lesen kann", vgl. R. Fester, Rousseau und die deutsche Geschichtsphilosophie, 1890, S. 115.

die von vielen Seiten auf sie einstürmten, nicht nur ihre Achtung, sondern enthusiastische Verehrung bewahrt.

Ich möchte in diesem Zusammenhang eine gelegentliche Anmerkung F. Schönemanns (Arnims geistige Entwicklung. Walzels Untersuchungen N. F. XII, 1912, S. 253, 23) unterstreichen: „Das Liebesleben der Romantik, in Theorie wie in Praxis, ist ohne Wieland nicht zu deuten." Dies gilt ganz besonders von Z. Werners Theorie der „Hälften- oder Halbliebe", die, wie er später selbst sagt, der wichtigste Bestandteil seines Systems ist.

Ich stelle, da die enge Anknüpfung an Wieland bisher nicht beachtet ist, die Belege hier zusammen.

Schon in Werners frühesten Jugendgedichten erscheint Wieland als eines seiner verehrtesten Vorbilder. Werner ersehnt die Zeit, wo „Die Enkelwelt den Kranz um Wielands Schläfe windet" (S. W. I, S. 7).

Was ihn an Wielands Dichten anzog, und worin er sich als Fortsetzer fühlte, erfahren wir in einem späteren Gedichte:

„Dem Wandellosen im Gewühl der Zeiten,
Dem einzigen unsterblichen Gefühl,
Unausgesungen selbst durch Wieland's Saiten,
O, Liebe, — Dir will ich ein Lied bereiten,
usw. (S. W. I, 57.)

Aus Wieland holt sich Werner die Farben, mit denen er ein Bild von dem Tun und Wesen der Bundesbrüderschaft entwirft. Er denkt wohl namentlich an Wielands schöne Erzählung „Geron der Adlige",[1]) wenn er im Bundeskreise sagt:

„Denkt also, edle Schwestern, daß Ihr eben
In Eurem Wieland König Artus Hof,
Und seine Ritter und die edlen Frauen
Des alten, biedern, gothischen Jahrhunderts
Gemalt gesehen hättet — denkt sie Euch
Gelagert um die schöne Tafelrunde,
Die Ritter an der Seite hehrer Frauen,
Beseelt vom Geiste der Galanterie,
Die jetzo nur ein schales Unding ist:

[1]) Vgl. Walzel, Schlegelbriefe, 1890, S. 188.

Denkt Beide sie, in Zucht und Ehren sich
Der holden Minne — die nur Sympathie
Verwandter Geister ist — ... freuen. (S. W. I, 108.)

Er ersehnt die goldenen Zeiten zurück, die „für uns're hochstudirte Welt Ein Mährlein worden; — aber nicht für uns" —

„Wir, theure Schwestern — daß ich's nur heraus
Euch sage, was mir lange zu gestehen
Schon noth that, — wir sind jene Tafelrunde,
Versteht sich, nur in bildlicher Gestalt." (S. W. I, 109.)

Über ein Jahrzehnt später, als der Übergang zur Romantik sich längst vollzogen, ertönt den „ewigen Gesängen" seines „Meisters" noch einmal ein begeistertes Lied (S. W. I, 155):

„Denn es ist zur guten Stunde
Der geschenket unserm Bunde,
Den zum Leiter unsrer Spur
Schuf und weihte die Natur!

Und sichtlich Wielandische Gedanken aufnehmend, fährt er fort:

„Was ertönt in unserm Liede
Ist der Tugend stille Kraft,
Ist der Weisheit goldner Friede,
Der das Engelschöne schafft.
Muß der Geist des Schönen, Guten
Heut nicht auf uns niederfluten?

Stille Freude, daß die Saat Wielands in ihm aufgegangen, tönt durch „des Liedes leise Klänge", wenn Werner fortfährt:

„Unser Bruder pflanzet Blüthen
Um der Menschheit Hochaltar,
Still und treulich sie zu hüten,
Bis die Frucht wird offenbar;
Darum halten wir umschlungen
Den, der Blüthen, Frucht errungen,
In des Bundes Namen hier,
Ewig, Wieland, Jubel dir!" (S. W. I, 156.)

Ich habe etwas ausführlicher zitiert, da diese Gedichte das sich immer gleich bleibende Verhältnis Werners zu Wieland gut charakterisieren, und da es für die Sympathie im „Käthchen" und

„Martin Luther" von Wert ist, die gemeinsame Wurzel in Wieland [1]) aufzuzeigen.

Die Wielandische Theorie der Hälftenliebe (s. o.) wandte nun Z. Werner auf sein Glaubenssystem an. Es schwebte ihm nichts weniger vor, als eine Regeneration, eine Palingenesie der Menschheit. Der Radikalfehler der jetzigen Generation ist die Isolierung des Einzelnen, eine unvermeidliche Folge der einseitigen Verstandeskultur (vgl. Gesellschafter 1837, S. 63). Nur die Ertötung des Egoismus und der völlige Verzicht auf die Unsterblichkeit können den Menschen wieder in eine innige Verbindung mit dem Universum bringen. Eine allmähliche Vergöttlichung des Menschen und stufenweise Erhebung zur Gottheit sucht Werner in Bildern darzustellen (Gesellsch. 1837, S. 345). Eine unmittelbare Anschauung des Universums ist aber nicht möglich ohne Mittler (das Medium der Anschauung, das auf das chaotische Gemälde gesetzte Glas), wohl aber ohne Gott.

Diese von mir nur ganz kurz skizzierten Gedanken verbindet Werner im „Luther" mit der Liebestheorie. Die Gottheit, gefaßt als das alliebende Eine, bestimmt von Uranfang an die Menschen für einander. Die sich von Ewigkeit suchenden Wesenshälften treffen sich und finden ineinander das Universum. Der Mittler ist jetzt nicht mehr der „ewge Heiland" (v. 2812), sondern der Geliebte ist der „Heiland" (2801); Liebe und Religion sind völlig Eins.

Der sympathetische Zug ist hier gegenüber Wieland wesentlich vertieft, die mystische Gewalt der Liebe mehr hervorgehoben; denn es war bei Werner nicht nur „aus Affektion", sondern mit „wirklichem Ernst" auf „Vergöttlichung der Menschheit durch die Liebe" abgesehen (Blätter für lit. Unterhaltung 1834, S. 1343).

Die Beziehungen des „Käthchen" zu Werners „Martin Luther" sind so offensichtlich, daß man sich wundert, außer einigen kurzen Hinweisen von Minor (Schicksalstragödie 1883, S. 35) und Fränkel (Z. W.'s Weihe der Kraft, Beiträge zur Ästhetik Bd. IV, 1904, S. 78),

[1]) Jede Einzelbetrachtung, namentlich die von der Romantik ausgeht, wird gut tun, ihr Hauptaugenmerk auf die Schriften des jungen Wieland zu richten, die in ihrer Platonisch-Shaftesburyschen Anschauung der Romantik nicht so fern stehen. Wieland hat in seiner mittleren Periode diese Gedanken vielfach parodiert und vielleicht gerade durch die Plattheit der Parodie manche seiner Jünger abgestoßen. Über weitere Gründe der Ablehnung Wielands: Plagiat, Unsittlichkeit, Laxität, Weitschweifigkeit. Wieland: sensualistische — Romantik: spiritualistische Lebensauffassung. Vgl. Hirzel, a. a. O. S. 67 ff.

die jedoch von Werner kommend nur auf die Ähnlichkeit hinweisen, in der Kleistliteratur nichts darüber zu finden.

Der „Martin Luther“[1]) war im Juni 1806 in Berlin aufgeführt und erschien 1807 bei Sander in Berlin, also kurz vor dem Entstehen des „Käthchen“.

Auffällig sind schon zwei äußere Übereinstimmungen. Die sich in entscheidenden Punkten ähnelnden Hauptpersonen heißen beide Katharina und werden im Stück „Käthe“ und „Käthchen“ genannt. Der Name Strahl findet sich in symbolischer Bedeutung, ebenfalls im „Luther“. Katharina fragt 2899: „Ich hört einmal ein Mährlein von dem Strahle, Der in ein Herz vom andern Herzen strahle“.[2]) Ein ähnliches Wortspiel findet sich auch im Käthchen, mit gleichem Bezug auf die Idee des Ganzen. Ist das ein Zufall? Hat Kleist bewußt Bezug auf das Drama Werners gewonnen, so kann man immerhin vermuten, daß er vielleicht ganz offen gegen die allegorisierende Manier Werners oder gegen die Vermischung der mystischen Idee mit theologischen Fragen protestieren wollte. Tatsächlich ist die mystische Katharina-Handlung auch stark von der geschichtlichen Lutherhandlung zurückgedrängt. Man mag heute bedauern, daß die mystische Idee störend dazwischentritt, umgekehrt konnte Kleist gerade die mystische Handlung als ungenügend empfinden und, zumal da er notwendig verwandte Anschauungen entdecken mußte, zu einer besseren künstlerischen Gestaltung angeregt werden.

Diese Vermutung bestätigt sich bei der Betrachtung des Einzelnen.

Käthchen wie Katharina haben beide eine gleiche ihnen von der Gottheit aufgetragene Mission; Käthchen: den in den Banden des Verstandes und der Sinnlichkeit befangenen Grafen zu erlösen, Katharina: dem in sich entzweiten Luther die innere Einheit wiederzugeben (v. 3834) oder, wie es an anderer Stelle heißt, die Kraft durch das Zarte zu vergöttlichen (v. 368).

Auch Katharinas Gestalt ist von Anfang an über das Gewöhnliche hinausgehoben (v. 760 ff., 557). Sie erscheint ihrer Umgebung als ein „hohes Wesen“. Ihre überfeine Seele flüchtet aus dem

---

[1]) Im Körnerschen Hause wurde die „Weihe der Kraft“ gern gelesen, wie ich einem ungedruckten Briefe Minna Körners an Prof. Weber (Körnermuseum Dresden) entnehme.

[2]) Vgl. Wieland, Gr. Bd. XIV, S. 24:

„Der Blick, an welchem zwei Seelen einander stracks erkennen
Und wie vom nämlichen Strahl getroffen, zugleich entbrennen.“

Alltagsleben (v. 672), das nie das Bild, das mit Flammenzügen ihr im Herzen glüht, verwirklichen kann. Deshalb wendet sie sich zu Christus, ihrem Seelenbräutigam. Sie entsagt aller Erdenlust, und ihr Herz schlägt nur dem Helden Zions entgegen, der durch seinen Opfertod alle Geister in einem Kreuz verbunden hat. Katharina steht ganz im Banne ihres göttlichen Berufs — sie ist Nonne — nichts Eigenes oder Persönliches regt sich in ihr. Der entscheidende Moment in ihrem Leben, wo ihr inneres Wesen geweckt wird, ist das erste Zusammentreffen mit Luther (I, 3). Bei seinem Anblick fährt sie entsetzt auf, ruft, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend: „Mein Urbild!“ [1]) und entflieht.

Käthchens erstes Zusammentreffen mit Strahl (I, 1) ist ganz analog; nur läßt Kleist den Vorgang von Theobald erzählen, während Z. Werner die Szene auf die Bühne bringt. Wichtig ist für die Grundidee des Ganzen, daß das erste Zusammentreffen auf das reine, dem Göttlichen näher stehende Weib in beiden Dramen so elementar wirkt und für das ganze Leben richtunggebend ist, während Luther sowohl als Strahl trotz deutlichen Winkes der Gottheit ihre Bestimmung verfehlen und erst im Laufe des Dramas durch die liebende, dienende Unterwürfigkeit und den veredelnden Einfluß eines reinen Weibes erlöst werden.

Seit dem Erblicken Luthers ist Katharina „so ganz verändert“ (v. 1596). Sie betet nicht mehr, denn sie betet jetzt zu Luther (v. 1609, 1661), dem Urbild, das sie sich ersehnt (v. 1608), in dem ihr Heil Mensch geworden ist (v. 2953). (Vgl. Käthchen 186, 11; 197, 10.)

---

[1]) Werner bezeichnet seine Theorie der „Hälften- und Halbliebe“ (D. N. L. S. 228, Anm. ***), die hier zugrunde liegt, sein „System von einander in Ewigkeit nachrennenden, momentan liebend findenden, und dann sich wieder zum neuen Ausrennen trennenden Wesenhälften (Kraft und Zartheit genannt)“ als die „Seele“ aller seiner „bisher gedruckten Schriften, ja die Veranlassung, warum sie alle geschrieben“ sind. In der „Weihe der Unkraft“ bedauert er die Zeit, die er daran gesetzt hat, das System „theoretisch und praktisch folgerecht zu entwickeln“, und verwirft namentlich „die davon gemachte Anwendung auf Glaubenswahrheiten als grundfalsch, schwärmerisch und irrig“ (S. 227, Anm.). Mit der Theorie der „Hälftenliebe“ verwandt, aber in den Folgerungen abweichend, ist die Androgynenlehre, die Baader im Anschluß an Jakob Böhme ausbaute, und die R. Huch als einen Grundzug der Romantik nachweisen möchte. Vgl. darüber: S. Krebs, Philipp Otto Runges Entwicklung unter dem Einflusse Tiecks, Heidelberg 1909, S. 120. Exkurs über die Geschichte des Androgynen- und Liebestodmotives.

Die mystisch-religiöse Sehnsucht zum Unendlichen sucht Züge und Gestalt, die des Heilands hohes Bild verkörpern. Mit glühendem Verlangen sucht sie einen „eigenen Heiland“:

„Den möcht' ich fassen, mir ihn selbst gestalten,
In ihn mich ganz versenken, und mit ihm
Aus freier Willkühr liebend untergeh'n.“ (v. 712.)

Die übertriebene liebende Unterwürfigkeit ist also tiefer in der Weltanschauung begründet und will so bewertet sein. Liebe und Religion sind einen innigen Bund eingegangen, der in der Frage gipfelt: „Ist Lieben denn nicht Beten?“ (v. 438.)

Katharina wie Käthchen folgen ohne Reflexion und unbeirrt dem Licht, das ihnen ins Herz gesenkt ist (v. 358): Wenn kein Mensch Käthchen das „Geheimnis, das in ihr waltet“, zu entlocken vermag (187, 14), so kann auch Katharina ihr „inneres Heiligtum nicht in kalte Worte pressen“ (v. 384):

„O kann ich Euch, was in mir lebt, enthüllen?
Sobald ich frech es auszusprechen wage,
So tödt' ich es! (v. 391 f.)

Sucht jemand gewaltsam ihr Inneres zu enthüllen, so bereitet ihr das Qual und Schmerz. (v. 439, Therese: „Sie quälen Dich, die rauhen Männer!“ vgl. Käthchen 194, 11: „Du quälst mich grausam, daß ich weinen möchte!“)

Übermächtig ist in Katharina und in Käthchen der Zug zum Geliebten, vor dem alle menschlichen Satzungen vergehen. „Zum Grafen Wetter vom Strahl“ antwortet Käthchen und verschwindet (187, 17), „Zu ihm“ ruft Katharina und eilt von der Bühne (v. 1732).

Wie Katharina, unerkannt in Pilgerkleidern, die Nähe Luthers sucht, ihm zu dienen, so folgt Käthchen dem Grafen in blinder Ergebung: Katharina „den Blick unverwandt auf Luther gerichtet“ (v. 2874), Käthchen „geführt am Strahl seines Angesichts“. Fragt Strahl Käthchen, was sie in seiner Nähe schafft, so „hat sie ihn immer „zerstreut“ angesehen (276, 1). Fragt Luther Katharina, so antwortet sie „verwirrt“: „Herr! wir kamen — Vergaß ich selber doch den Namen“ (v. 2866).

Als Käthchen schließlich gewaltsam von dem Grafen getrennt wird (I, 2), will sie ins Kloster gehen (III, 1). Katharina geht nach dem Überfall der Reiter, da sie Luther tot wähnt, langsam feierlich ab: „Kehr' ich zu meines Klosters Stille!“ (v. 2958).

Es ist nicht ohne Bedeutung, daß beide nach der Trennung von dem Geliebten ihren Weg zu Gott nehmen. Liebe und Religion gehören eng zusammen (bei Werner mit dem Akzent auf der Religion, selbstverständlich nicht der positiven, bei Kleist mit dem Akzent auf der Liebe).

Die Schlußentwicklung ist im einzelnen verschieden, da bei Werner die mystische Idee mit der historischen Handlung verquickt wird, während bei Kleist das Gefühlsproblem einheitlich durchgeführt ist. Die Grundlinie ist jedoch in beiden Dramen dieselbe. Der Ring ist geschlossen, die beiden Wesenshälften haben sich gefunden. Der männliche Teil ist durch den zarteren weiblichen Teil erlöst.[1])

§ 4. L. Tiecks Genoveva. Traum, Liebe und Religion.

Kleist wird gern als der Antipode Tiecks bezeichnet und in scharfen Gegensatz zu der Romantik[2]) gestellt. Legt man das Hauptgewicht auf den ideellen Gehalt der Dichtungen, so wird man dies Urteil stark modifizieren müssen. Gemeinsam ist vielen Dichtern der Romantik, daß sie von der Anschauung des 18. Jahrhunderts ausgingen, und daß diese scheinbar dogmatisch gesicherte Anschauung durch Kant aus ihren Angeln gehoben wurde. Ein gemeinsames Fundament wurde aber durch Kant gegeben; der Aufbau wird je nach Geschmack und individueller Anlage von den Einzelnen ausgeführt. Eine fieberhafte Tätigkeit in Philosophie und Dichtung

[1]) Einzelheiten: Für das Träumerische im Käthchen.
Luther 3190.
Theobald: „Wenn ich die Augen aufhab', seht, da ist mir's,
Als träumt' ich — wenn ich schlafe, ist's mir wieder,
Als wacht ich eben."
Käthchen 185, 14: „Heiligen Abend vor Pfingsten"
Luther v. 448: „Am heil'gen Abend war's vor Himmelfahrt."
Käthchen 185, 19: „Am hellen Mittag" (Zusammentreffen mit Strahl).
Luther v. 3112.
Katharina: „Am hellen Mittag war es und mir graute —
Zum ersten Mal in meinem Leben." —

[2]) Der Märchencharakter des „Käthchen" wird neuerdings stark betont. Quellenforschungen sind mit großer Vorsicht anzustellen, da schwer zu sagen ist, was Kleist vorgelegen haben kann — die Grimmschen Märchen kamen erst 1812 heraus. — Es erhebt sich zunächst die Frage, ob das „Käthchen" dem Volksmärchen oder dem Kunstmärchen der Romantik näher steht; vgl. Fr. v. d. Leyen, Das Märchen, Leipzig 1911, (Wissenschaft u. Bildung Nr. 96) und Fr. Panzer, Märchen, Sage und Dichtung, München 1905, (S. 7 über Wielands Märchen).

setzt ein, ein Bestreben, sich mit dem Alten abzufinden und ein Neues an seine Stelle zu setzen.

Daß die Depression, ja Verzweiflung anfangs überwiegt, ist verständlich. Ein objektiv Gültiges, schlechthin Gegebenes scheint es bei der Unmöglichkeit, das Wesen der Dinge zu erfassen, nicht zu geben. Der Mensch wird auf sich selbst zurückgeworfen, aber im Innern ist es öde und leer, oder Gefühle liegen mit Gefühlen und Gedanken mit Gedanken im heftigen Kampf, so daß sich allmählich der Gedanke der Sinnlosigkeit alles Lebens herausbildet. „Das Leben von uns allen ist wohl nur ein albernes Puppenspiel" (Tieck, Blaubart, Schr. V, S. 95). Die gleiche Phase der Entwicklung kennzeichnet sich in Tiecks „William Lovell" und Kleists „Schroffensteinern", die, wie O. Fischer wohl mit Recht vermutet, nicht nur zufällige Beziehungen aufweisen. (Vgl. O. Fischer, Guiskardproblem, S. 48/49. Wüstling,[1]) S. 167 ff. und 180.)

Bei Kleist (s. o.) wie bei Tieck zittern diese noetischen Erschütterungen die ganze Folgezeit nach, bis eine Einheit gefunden wird. Es ist das Interessante an der ganzen Romantik, daß das Suchen und Tasten, die Zerrissenheit und der beinahe zum Prinzip erhobene Dualismus den weitaus größten Raum einnehmen, und daß die Einheit nicht voreilig gläubig hingenommen wird. Hierin liegt auch die ungeheure Bereicherung und Verfeinerung des Seelenlebens gegenüber etwa dem „Sturm und Drang". Daß viele dabei innerlich zerbrachen, mutet uns wahrhaft tragisch an, daß viele erlahmten und in den Schoß der katholischen Kirche flüchteten, sollte man aus diesen Voraussetzungen verstehen und nicht nur verurteilen.

In unserem Zusammenhang sei kurz auf die Bedeutung hingewiesen, die Traum und Ahnung als neue Mittel der Erkenntnis und der Orientierung im Leben einnehmen. Für Novalis half Fichte den Weg über Kant herauszufinden. „Fichte gründete im Sinne des transscendentalen Idealismus die äußere Welt auf eine Funktion der schöpferischen Phantasie, derselben Phantasie, schien es, welche im Künstler tätig ist. Bei geringer Neigung zu begrifflicher Schärfe sahen die Dichterphilosophen darin eine vollkommene Gleichsetzung beider Funktionen und so verwandelte sich bei Novalis die natürliche Wirklichkeit in eine traumhafte Schöpfung der Phantasie."

---

[1]) Tiecks William Lovell = Bausteine VII.

(Windelband, Geschichte der neueren Philosophie II, S. 265; vgl. Novalis, Schriften III, S. 16, Nr. 58.)

Hatte Lovell schon in tiefster Verzweiflung ausgerufen: „Ach, meine Träume sind mehr wert als die Wirklichkeit" (III, 233), so geht Simon im Blaubart noch weiter. Auch er ist an dem Verstandesproblem irre geworden. „Suche zu begreifen: ich denke, und mit dem Zeuge, womit ich denke, soll ich denken, wie dieses Zeug selbst beschaffen sei. Es ist pur unmöglich. Denn das, was denkt, kann nicht durch sich selbst gedacht werden." (Fichte, Wissenschaftslehre 1794; Blaubart 1796; Schr. V, S. 47.) Er findet keine Ruhe in sich und sinnt und grübelt, ob es keinen Ausweg gibt. „Seht, der Mensch kann alle Anlagen entwickeln, die in ihm liegen, alle seine dunkeln Empfindungen aufklären — ob man es denn gar nicht bis zum Prophezeihen sollte bringen können!" (S. 49). Er vertraut mehr und mehr seinen Träumen, und die Entwicklung der Ereignisse gibt ihm Recht. Der Traum ist für ihn die Stimme des Schicksals.

Wichtig ist bei der Auffassung dieses Traumes, daß er nicht von außen ganz willkürlich von einer Gottheit gesandt, sondern daß er mit der Individualität des Menschen eng verknüpft ist. Der Mensch ist dabei aktiv beteiligt, denn durch Steigerung seiner im Unbewußten ruhenden Kräfte und Anlagen bekommt er im Traume gewissermaßen Aufklärung über sich und sein eigentliches Wesen. Ein großes Glück wäre es für den Menschen, wenn er sich in einem solchen „Traume kommentieren" könnte. (Vgl. Lov. II, 269 ff.; Wüstling S. 51.) Gedanken Leibniz' von der Aufklärung eines inneren entwicklungskräftigen Kernes, verstärkt durch Fichtes Lehre von der Produktivität der menschlichen Seele, kehren hier in verinnerlichter Form wieder.

Nur der kann darauf rechnen, über die Rätsel seiner Bestimmung klar zu werden, der seiner Eigenart und seinem inneren Wesen folgt, und dieses offenbart sich ihm im Traume. Eigenart, Traum und Wille der Vorsehung liegen auf einer Linie.

Der Traum als Wink der Vorsehung findet sich in der „Genoveva" an einer Stelle, die sicher für den Traum Katharinas in Z. Werners „Martin Luther" vorbildlich war und vielleicht auch auf das „Käthchen" nicht ohne Einwirkung gewesen ist.

Genoveva hat ein Traumgesicht, in dem sich Züge des Erlösers und Golos mischen; himmlische und irdische Liebe, die in ihrer Seele dicht nebeneinander liegen (Witkowski S. 141), werden durch die

Stimme der Vorsehung auf ihr Ziel gewiesen. Christus der Seelenbräutigam und Golo (ihr auf Erden bestimmt) stehen ihr zur Wahl gegenüber. Sie wählt falsch und heiratet ohne Liebe Siegfried. Sie legt damit den Keim für die ganze folgende Entwicklung. Golo wie Genoveva müssen nun gegen die Liebe ankämpfen.

In Golos Innern entscheidet des „Satans Kraft", und er sinkt von Stufe zu Stufe bis zum schändlichen Verbrecher. In Genoveva siegt die edle Anlage und die günstige Sternenkonstellation, und sie wächst nach Abstreifung alles Irdischen bis zur Heiligen empor.

In Katharinas Traumvision mischen sich drei Züge. „Jesus war's nicht ganz, und Luther auch nicht — und ein Heiland doch — Ein Heiland — nicht am Kreuz, auch nicht ein Knabe; Ein göttlich schöner Jüngling. Apollo." Das erste Zusammentreffen ist für Katharina entscheidend. Luther ist und bleibt für sie das „Heil, das in ihm Menschen geboren". Die Liebe ist der Weg zur Religion. Käthchens Traum ist durchaus hier anzuknüpfen.

Ähnlich ist in allen drei Dramen schon die äußere Anordnung. Siegfried — Genoveva — (Golo — Christus), Franz — Katharina — (Luther — Christus — Apollo), Gottfried — Käthchen (Strahl — Erlöser). Gemeinsam ist die Vorstellung von geheimen Seelenverbindungen, die vorübergehend im Traume ahnungsvoll ans Licht treten, sonst im Unbewußten schlummern und beim ersten äußeren Zusammentreffen ausgelöst werden zu einem fast unüberwindlichen Zug des Herzens. Der Traum wird Wirklichkeit, denn die Seelen, von Gott zusammengefügt, müssen sich notwendig finden. „Aus einem Kelche sind wir Beide trunken" (Luther v. 2831). Treten Hemmungen der Außenwelt ein, sodaß die Liebenden sich nicht finden, so wird die Seele auf das Jenseits gewiesen. Daher der asketische Zug in allen 3 Dramen; dabei jedoch zugleich die gläubige Gewißheit, die Tieck im Oktavian, in dem der Zug des Herzens so reiche Gestaltung gefunden hat, ausspricht:

„Daß sich Traum und Wahrheit gatten,
Sich die Geister wiederfinden,
Die auf Erden hier geschieden
Die das Irdische getrennt.

Traum, Liebe und Religion sind so Eins. Die Liebe ist etwas Metaphysisches. Sie stammt von Gott und ist, weil sie eine der gewaltigsten und einheitlichsten Kräfte der Seele ist, das Geschick des Menschen.

„Wer ganz und vertrauend liebet,
Tief versenkt im Liebesmuthe,
Darf nicht zittern, darf nicht zagen,
Will er, ist ihm Sieg gelungen,
Was unmöglich scheint, gelinget,
Darum folg' dem Herzens-Zuge. —
(Tieck, Schr. I, S. 311).

Diese Liebe im hohen und erhabenen Sinne schwebte den Romantikern, die meist durch alle Niederungen des Lebens gegangen waren, in der großen Gefahr des Sichverlierens vor als Ziel aufs innigste zu wünschen. Daß man hier nicht von einer Profanierung der Religion reden kann, wird jeder zugeben, der dem Dichter das Recht des Schaffens neuer Weltansichten zugesteht. Gefährlich wird diese Anschauung erst, wenn die Religion dazu herabgezogen wird, überreizter Sinnlichkeit als theoretische Grundlage zu dienen, wie Werner, in seiner späteren Zeit namentlich „die Wollust metaphysisch begründete", wie Öhlenschläger [1]) ihm einmal vorwirft.

Vergleichen wir die drei besprochenen Dichtungen im einzelnen, so ergibt sich, daß die Religion in katholischer Färbung bei Tieck und Werner die erheblich größere Rolle spielt. Disparate Elemente sind, nicht immer einheitlich, zu einem großen System zusammengeschmolzen; äußeres Rankenwerk macht sich vielfach überbreit, allegorisierende Darstellung stört die Einheit der Linien. Kleist hat von ähnlichen Voraussetzungen ausgehend ein in sich einheitliches Kunstwerk geschaffen, das zwar nicht in allen Punkten untadelig ist, wohl aber als ein geschlossenes Werk dasteht. Romantische Elemente, die schon in des Dichters Seele lagen, sind aufgegriffen, das äußerlich Religiöse ist gemäß der Natur des Dichters abgeschwächt, und im Mittelpunkt steht ein rein psychologisches Problem. Letzte Einheit, Ziel und Bestimmung des Menschen ist die Liebe, froh und entsagend, still und prächtig, glanzvoll und heilig zugleich.

§ 5. Persönliche Motive.

Der Vergleich des Gehaltes mit Gedanken, die in den Briefen ausgesprochen sind, bietet eine Fülle von Parallelen, die wohl geeignet sind, das spezifisch Kleistische in einigen Gestalten des „Käthchen" schärfer zu beleuchten.

[1]) Öhlenschläger, Lebenserinnerungen 1850, II, S. 121.

Schon der Grundgedanke, die mystisch erlösende Kraft der Liebe, findet andeutungsweise in früherer Zeit seinen Ausdruck. Gedanken über das weibliche Geschlecht vor dem Kanterlebnis sind anders zu bewerten als die späteren. Vor den Augen des jungen Kleist stand mit flammenden Lettern das hohe Ideal der „Tugend", die zugleich die höchste Vollkommenheit in sich schließt. Solange ihm dieses Ziel heilig gilt, muß auch seine Braut hinter seinem „höchsten Zwecke" zurücktreten (V, S. 59, 27). Auch die Rousseausche Ansicht, daß es das allgemeine Schicksal des weiblichen Geschlechts sei, seiner Natur nach die zweite Stelle in der Reihe der Wesen zu bekleiden (V, S. 46, 22), wird von Kleist eifrig aufgenommen. Vgl. Rousseaus Emile Buch V, zu dem sich zahlreiche Parallelen bieten. Vgl. namentlich den Abschnitt, in dem ausgemalt wird, „selon qu'il [Emile] imagine lui-même l'épouse qui peut le rendre heureux" (Emile, Paris, Didot 1889, S. 483).

Auch hier beobachten wir, wie Kleist, ähnlich wie bei Wieland, im wesentlichen angelesene Gedanken ins Leben umzusetzen sucht. Diese in jugendlicher Überschwenglichkeit verfochtenen, auch übertriebenen Gedanken werden nun gern herausgegriffen und auf spätere Dichtungen übertragen. Die meisten Forscher überhören auf diese Weise den persönlichen Ton, der auch durch die frühesten Briefe klingt und schelten nur auf den unangenehm gebieterisch-pädagogischen Ton, der sich in die Liebe schleicht. Kleist gilt vornehmlich als der schreckliche Schulmeister in der Liebe. Die Wandlung in Kleists Lebensanschauung und ihre Einwirkung auf sein eigenstes Gefühlsleben, das in seiner großen Sprunghaftigkeit restloser Ergründung widerstrebt, wird kaum berücksichtigt. Briefstellen der früheren und späteren Zeit, verstärkt durch Dramenzitate, die aus dem Zusammenhang gerissen werden, geben ein eigenartiges Zerrbild. Betont man das sexuelle Moment etwas stärker, wie es in der neuesten Forschung wieder beliebt wird, so ist der Sadist fertig. Mit Sadismus oder gar sadistischer Kultur (Penthesilea) und Masochismus (Käthchen) läßt sich dann bequem arbeiten und Ausblicke auf Nietzsches Herrenmenschen und Tolstois arme Sünder geben dem Ganzen einen interessanten Anstrich.[1])

Lauschen wir nur auf die rein persönlichen Töne in Kleists

[1]) Vgl. dagegen die schönen Ausführungen über Kleist-Hebbel-Ibsen und die Frau von Roman Woerner: H. Ibsen II, S. 66 ff.

Liebesbriefen, so vernehmen wir: die Liebe ist ein Quell der Veredlung für ihn. „Edler und besser sollen wir durch die Liebe werden, und wenn wir diesen Zweck nicht erreichen, Wilhelmine, so mißverstehen wir uns“ (V, S. 58, 8). Der alles verzeihenden Liebe ist nur ein Weib fähig. „Wenn der Mann sein brutales Recht des Stärkeren mit den Waffen der Gewalt gegen die Frau ausübt, hat nicht auch die Frau ein Recht gegen den Mann, das man das Recht des Schwächeren nennen könnte und das sie mit den Waffen der Sanftmut[1]) gelten machen kann?“ „Keine Tugend ist doch weiblicher, als Sorge für das Wohl Anderer und nichts dagegen macht das Weib häßlicher und gleichsam der Katze ähnlicher, als der schmutzige Eigennutz, das gierige Einhaschen für den eigenen Genuß. Das läßt sich freilich verstecken; aber es gibt eine himmlische Güte des Weibes, **Alles**, was in ihre Nähe kommt, an sich zu schließen, und an ihrem Herzen zu hegen und zu pflegen mit Innigkeit und Liebe, wie die Sonne (die wir darum auch Königinn nennen, nicht König) alle Sterne, die in ihren Wirkungsraum schweben, an sich zieht mit sanften unsichtbaren Banden, und in frohen Kreisen um sich führt, Licht und Wärme und Leben ihnen gebend — aber das läßt sich nicht anlernen. .... (V, S. 138, 5 u. 233, 16.)

Eigennutz und Uneigennützigkeit, die auch im „Käthchen“ extremste Gestalt gewonnen haben, sind ein beliebtes Thema Kleists in den Briefen. „Denke einmal an alle Abscheulichkeiten, zu welchen der Eigennutz die Menschen treibt — denke Dir einmal die glückliche Welt, wenn jeder seinen eignen Vortheil gegen den Vortheil des Andern vergäße — denke Dir wenigstens die glückliche Ehe, in welcher diese innige, herzliche Uneigennützigkeit immer herrschend wäre“ (V, S. 192, 13 ff.). Auf dem „immer“ liegt der Ton; denn was bedeutet ein vorübergehendes Hintansetzen des Eigeninteresses, das in entscheidenden Augenblicken versagt? — Kleist findet, daß er „diese gänzliche Vergessenheit seines Eigenen“ noch nicht besitzt, aber dies ist das hohe Ziel, das er sich mit seiner ganzen Seele anzueignen strebt (V, S. 192, 25). Er weiß, es ist sehr schwer immer, und aus der innersten Seele und mit Freudigkeit uneigennützig zu sein; deshalb scheint ihm der Mensch, der „diese schwerste von allen

[1]) Vgl. Emile V, S. 502. L'empire de la femme est un empire de douceur, d'adresse et de complaisance.

Tugenden" hat, von einem „Heiligenschein" umgeben (V, S. 189, 35). Vgl. die ganze Schilderung Brockes'.

„Andere beglücken, es ist das reinste Glück auf dieser Erde" (V, 258, 27), und bis zu seinem Tode spricht er in warmen Worten von der unendlichen Aufopferungsfähigkeit des Weibes, „ganz für das, was man liebt, in Grund und Boden zu gehn: das Seligste, was sich auf Erden erdenken läßt, ja worin der Himmel bestehen muß, wenn es wahr ist, daß man darin vergnügt und glücklich ist" (V, 433, 16).

Man sieht, wie sich die Fäden zu unserer Dichtung ziehen. Ähnliche Stellen ließen sich zahlreich anführen.

Auch der schneidende Dualismus zwischen Verstandesüberlegung und intuitivem Gefühl, zwischen Bewußtsein und Naivität tritt, wie im Käthchen, so in fast allen persönlichen und dichterischen Bekenntnissen zutage. Kleist, der wie kein zweiter auf Sicherheit und Einheit des Gefühls ausging, wurde zeitweilig an dem „Gefühlsblick", der ihm an Brockes so wertvoll war, irre. Der Feind, der ihm die innere Einheit des Fühlens störte, war ihm wohl bekannt. „O der Verstand! Der unglückseelige Verstand! (V, 328, 8). Erst allmählich beginnt er, wieder etwas auf „die alte geheimnisvolle Kraft des Herzens" zu geben, die mit intuitiver Sicherheit das Richtige trifft. „Jede erste Bewegung, alles unwillkürliche ist schön; und schief und verschroben alles, sobald es sich begreift. . . . Folge deinem Gefühl."

„Überhaupt dünkt mich, alle Ceremonien ersticken das Gefühl. Sie beschäfftigen unsern Verstand, aber das Herz bleibt todt. Die bloße Absicht, es zu erwärmen, ist, wenn sie sichtbar wird, hinreichend, es ganz zu erkalten. Mir wenigstens erfüllt eine Todeskälte das Herz, sobald ich weiß, daß man auf mein Gefühl gerechnet hat" (V, 116, 18).

Aus dem Denken, Fühlen und Wünschen des Dichters entspringt die Dichtung; hieraus ist sie in erster Linie zu verstehen. Bedeutende Erlebnisse gedanklicher und persönlicher Art geben dem Dichten einen neuen Anstoß. Diese festzustellen und in den Dichtungen aufzufinden ist eine der schwierigsten Aufgaben. Namentlich bei persönlichen Erlebnissen lassen sich meist nur Rückschlüsse von der Dichtung ziehen; das Kunstwerk ist hier der sicherste Ausgangspunkt.

Der einzig gebotene Ausgangspunkt aber ist das Kunstwerk, wenn sichere Kunde über das persönliche Erlebnis fehlt, wie es in Kleists Dresdener Zeit der Fall ist. Über die Liebe Kleists zu

Julie Kunze läßt sich kein einziges sicheres Zeugnis beibringen[1]). Wenn Kleist an seinem Geburtstag am 10. Oktober (den er wenigstens für seinen Geburtstag hielt) „bei dem östr. Gesandten an der Tafel mit einem Lorbeer gekrönt ist; und das von zwei niedlichsten kleinen Händen, die in Dreßden sind" (V, 356, 16), so berechtigt das noch nicht dazu, eine tiefere Liebe Kleists anzunehmen. Kayka (a. a. O. S. 179) hält Henriette von Schlieben für „die Erwählte seines Herzens". Rahmer (H. v. Kleist als Mensch und Dichter S. 364/5) glaubt, „daß Emma Kunze die Liebe Kleists bedeutet, daß er über die Enttäuschung, welche sie ihm brachte, niemals hinweg gekommen ist. Zweifellos liegt eine wahre und tiefe Herzensneigung Kleists vor, die bestimmend auf seine Zukunft und seinen traurigen Lebensgang einwirkte".

Sollten wirklich noch stichhaltige Gründe für eine ernstere Liebe Kleists in Dresden angegeben werden, so fragt es sich immer noch, ob sie ihm zum tieferen Erlebnis wurde, oder ob er in ihr nur eine flüchtige Neigung sah. Auffällig ist, daß Kleist im Phöbus ein Gedicht abdruckte, das sein schmerzliches Erinnern an die Liebe zu Wilhelmine v. Zenge so offen widerspiegelt.

„Ich auch, das Herz einst eures Dichters, liebte:
Ich hätte nicht um Rom und seine Tempel,
Nicht um des Firmamentes Prachtgebäude,
Des lieben Mädchens Laube hingetauscht!
Wann kehrt ihr wieder, o ihr Augenblicke,
Die ihr dem Leben einz'gen Glanz verleiht." (IV, 19, 81.)

Tornius (a. a. O. S. 531) vermutet, daß auch die Neigung zu Maria Luise Wieland[2]) im Käthchen Widerhall gefunden hat. „Käthchen hat Fleisch und Blut von Luise Wieland. Es wäre auch nicht verwunderlich, wenn ihr Bild in den Tagen seiner Liebe zu Julie vor seine Seele getreten wäre, mußte er doch allmählich erkannt haben, daß die hingebungsvolle Treue, die er am Weibe suchte, in ihrer

[1]) Ich habe im Körnermuseum in Dresden sämtliche vorhandenen, gedruckten und ungedruckten Briefe durchgesehen. Obwohl viel von Julie Kunze die Rede ist, findet sich kein Hinweis, der sich mit Sicherheit auf Kleist beziehen ließe. Nachforschungen an anderen Orten in Dresden waren leider ohne Erfolg. Herrn Geh. Rat. Prof. O. F. Walzel, Dresden bin ich für freundliches Interesse zu Dank verpflichtet.

[2]) Vgl. den von B. Seuffert im „Grenzboten" 1911 veröffentlichten Brief Luise Wielands über Kleist.

in ihrer wahrhaften Gestalt bisher nur in Luise Wieland an ihn herangetreten war. Das wäre das Mädchen gewesen, das sich für ihn geopfert hätte, wie Ottegebe für ihren armen Heinrich. Und an diesem Glück war er vorübergegangen." Möglich, daß Luise Wieland einige Züge zum Bilde Käthchens geliehen hat, doch ist hier, wo es sich um so Unwägbares handelt, große Vorsicht nötig — auch Tornius geht in seinen Folgerungen zu weit. Sichere Behauptungen, die auf dem trüben Boden des Klatsches erwachsen, führen meist zu wenig geschmackvollen Wendungen wie z. B. H. Zimpel, Kleist und die Frau, Nord und Süd, 1900, S. 325: „Denn ist nicht das Käthchen gedichtet für Julie Kunze, und ist Kunigunde nicht ebenso ein Akt der Rache an Dora Stock?" Oder R. Kade a. a. O.: „Ein Geist der Rache zieht durch Kleists Dichtungen. Hatte der Anfang des „Käthchen von Heilbronn" noch die freudig gehobene Laune des Verliebten gezeigt, so ändert sich zum Schlusse die Stimmung und der Rachegedanke tritt in den Vordergrund."

§ 6. Entstehungsgeschichte. Melusinenfabel. Vergleich der beiden Fassungen.

Als Kleist Anfang September 1807 (vgl. V, S. 349, 11; 351, 17) nach Dresden kommt, ist das Käthchen fast zum Druck bereit (350, 15), es ist gedacht als Kehrseite der Penthesilea, ihr anderer Pol, ein Wesen, das eben so mächtig ist durch gänzliche Hingabe, als jene durch Handeln" (358, 9). In einem Brief vom 14. Februar 1808 wird das Käthchen eine „Tragödie" genannt. Ob zuerst wirklich ein tragischer Schluß beabsichtigt oder ob der Titel ganz neutral gemeint war, wie z. B. auch Z. Werner seinen durchaus glücklich endenden „Martin Luther" „Eine Tragödie" nannte, läßt sich nach dem vorhandenen Material nicht entscheiden. Am 28. Juli 1808 bittet er Cotta, der den Druck übernehmen wollte, „ihm den äußersten Zeitpunkt vor Michaeli zu bestimmen", da er das Manuskript zum Druck in Händen haben müsse (V, 377, 7). Demnach ist das Manuskript noch nicht fertig. Im August wieder behauptet Kleist, das Stück an die sächsische Hauptbühne verkauft zu haben (vielleicht um seine Schwester Ulrike zu beruhigen).

Mit diesen einander widersprechenden Andeutungen läßt sich für die Datierung nicht viel anfangen. Fest steht einzig und allein, daß der zweite Akt in erster Fassung September-Oktober 1808

im Phöbus gedruckt, und daß am 8. Dezember 1808 das ganze Drama in zweiter Fassung in den Händen von H. J. v. Collin ist.[1]) Im November werden also die Änderungen der zweiten Fassung vorgenommen sein. Wir sind lediglich auf innere Kriterien angewiesen, und alle Ansichten, die sich auf einzeln herausgegriffene Daten stützen, müssen zunächst als Hypothese gelten. Meyer Benfey (Bühne und Welt, Juni-Heft 1912, S. 191) verlegt die Hauptveränderung der zweiten Fassung, die Einfügung des neunten Auftritts des zweiten Aktes in den April 1810, da bei der Erstaufführung des Stückes am 17. März 1810 im Theater an der Wien „die Figur der alten Brigitte und damit natürlich auch dieser Auftritt" fehlte. So natürlich und „völlig gewiß", ist das nicht, da sich der Theaterzettel, auf den sich Meyer-Benfey stützt, nicht auf das Manuskript, sondern auf die Bühnenbearbeitung bezieht. Nicht wahrscheinlich ist auch die Vermutung Meyer-Benfeys, daß Kleist, als er 1810 im Begriffe war, das Stück bei Iffland einzureichen, in Hinblick auf „die Ungeduld und die geringe Fassungskraft des großen Publikums, das auf die Enthüllung der Grundvoraussetzung eines Dramas nicht bis in den vierten Akt hinein warten mag", den Auftritt eingeschoben habe. Die Psychologie des großen Publikums einem Dichter unterzulegen, ist gefährlich; denn mit gleichem Recht könnte jemand behaupten, daß die Spannung des großen Publikums gerade dadurch erhöht werde, daß die Enthüllung erst später erfolgt. Diese Erwägungen und die Notwendigkeit der Kürzung, die Kleist selbst dem Bühnenbearbeiter zugibt (V, 380, 20), werden Collin bestimmt haben, den Brigitte-Auftritt fortzulassen.

Für die Motivierung ist dieser Auftritt sicher ein Vorzug. Daß der Traum gerade Kunigunde erzählt wird, ist nicht so zu verdammen; Kunigunde erfährt durch die Erzählung des Traumes die psychische Anlage des Grafen und richtet ihr Verhalten danach ein.

Die wichtigste Frage ist die nach dem ursprünglichen Plan der Dichtung. Meyer-Benfey hat bisher als Einziger die übliche Ansicht über den Melusinenplan ernstlich angefochten. Ich bin von völlig verschiedenem Ausgangspunkt zu ähnlichem Ergebnis gelangt. Im einzelnen weicht meine Betrachtungsweise schon deshalb von der Meyer-Benfeys ab, da er jede Nachwirkung des Kanterlebnisses infolge der sich jäh entwickelnden Künstlernatur Kleists leugnet,

[1]) V, S. 380, 17 ff.

während ich dafür gerade in der ersten Fassung eine neue Bestätigung finde.

Es handelt sich zunächst um kritische Beleuchtung der Mitteilung Bülows über den — angeblich — ursprünglichen Plan.

Bülow hatte sich redlich bemüht, das Interesse für Kleist zu wecken, er hatte keine Mühe gescheut, alles in Erfahrung zu bringen, was zur Charakteristik Kleists von Wichtigkeit sein konnte. Von den verschiedensten Seiten gingen ihm Mitteilungen zu, die selbstverständlich unkontrollierbar waren. Das Hauptsächlichste verdankt er einem der nächsten Freunde Kleists, dem Herrn General v. R[ühle], Exzellenz, die Briefe größtenteils einer Freundin des Dichters (Monatsblätter z. Allg. Ztg. 1846, S. 512). Tieck verfolgte die Arbeit Bülows mit freudigen Interesse und freundlicher Unterstützung.

„Als ich", schreibt Bülow, „diese Lebensskizze meinem verehrten Freunde Ludwig Tieck vorlas, hatte ich die Freude, ihn erlären zu hören, daß er daraus zum ersten Male eine klare, vollständige Anschauung von Kleists Leben und Seelenzuständen erhalte". Tieck hatte selbst Einiges beigesteuert. So angeblich jene Mitteilung über die ursprüngliche Melusinenfassung des Käthchen, die durch Bülow bis in die neueste Forschung gekommen ist. Der Glaube an die Richtigkeit dieser Ausführungen Bülows geht so weit, daß man den darin angedeuteten Plan immer wieder gegen den Dichter ausspielt, daß man Kunigunde ohne Bedenken als „Fischweib" bezeichnet (z. B. Günther, Kompositionstechnik, Leipzig, Diss. 1911), ja Kayka nimmt an, daß Fouqué zu seiner Undine durch Kleists Kunigunde angeregt sei.

Bülow berichtet: „Nachdem Kleist das Käthchen geschrieben und Tieck mitgeteilt hatte, sprachen und stritten sie mannigfach darüber und sagte Tieck ihm eine Meinung über eine merkwürdige Szene, die das Stück gewissermaßen in das Gebiet des Märchens oder Zaubers hinüberspielte. Kleist mißverstand diese Äußerung als Tadel, vernichtete die Szene, ohne daß Tieck eine Ahnung davon hatte, und als dieser sie in der Folge im Druck vermißte[?], konnte er nicht aufhören[?], darüber sein Bedenken auszusprechen, weil sie die karrikierte Häßlichkeit Kunigundes weit besser motiviert[?] und sie in ein besseres Licht gerückt habe. Dieser Szene gemäß wandelte Käthchen im vierten Akte auf dem Felsen und erschien ihr unten im Wasser eine Nixe, die sie mit Gesang und Rede lockte. Käthchen wollte sich hinabstürzen[?] und wurde nur durch eine Begleiterin

gerettet und war außer sich vor Angst, wie sie den Ritter vor dem Ungeheuer rette. Aus dieser Schilderung des Bildes erinnerte sich Tieck noch des schönen Verses: „Da quillt es wieder unterm Stein hervor".[1])

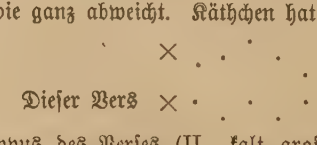
An sich wäre eine Ausführung des Dramas auf religiös-metaphysischem Grunde recht wohl möglich. Das Thema: ein Mann zwischen zwei Frauen, von denen die eine, dämonisch-bestrickend, die Abgesandte eines anderen Reiches, den Mann ins Verderben zieht, während die andere, eine Abgesandte des Himmels und schon auf Erden eine Heilige, ihn diesen Schlingen zu entreißen sucht, ist bis zum Tannhäuser R. Wagners und noch darüber hinaus viel dargestellt. Diesen Dramen ist das gemeinsam, daß zwei Welten um die Seele eines Mannes kämpfen. In Tiecks „Melusine" (1807/08) und „Donauweibchen" (1808), die beide in Dresden entstanden sind, findet sich das gleiche Motiv. Auf der einen Seite die dämonisch-schauerliche Gewalt der Naturgeister, die den Menschen bestricken und zu sich hinabzuziehen suchen, auf der anderen Seite die himmlische Seele einer reinen Frau. Der Ausgang ist, so weit man aus dem Fragment (Schriften XIII, S. 193 ff.) vermuten kann, tragisch.

Eben darum, weil ein Melusinenplan ganz im Sinne Tiecks gewesen wäre, kann irgend eine Verwunderung Tiecks über die angebliche Szene kaum möglich sein. Tieck hätte sie sicher gelobt. Ferner ist offensichtlich, daß die Melusine, die doch gewöhnlich durch blendende Schönheit die Menschen bezaubert, und die Häßlichkeit Kunigundens in diesem Plan unglücklich verquickt sind.

In den vorliegenden Fassungen ist von einem Melusinenplan jedenfalls nicht zu spüren, wie der oben nachgewiesene Gedankengehalt der Kunigundengestalt deutlich offenbart.

Die beiden Fassungen stimmen in den Grundlagen und in den Grundvoraussetzungen überein. Dabei ist in der Phöbusfassung vieles, aber stets im Sinne der zweiten Fassung unterstrichen. In der Figur der Kunigunde namentlich tritt das Konstruierte im Sinne der Idee auf Kosten der lebensvollen Gestaltung noch mehr

[1]) Der Vers kann unmöglich so im Käthchen gestanden haben, weil er in der Versmelodie ganz abweicht. Käthchen hat:



Aber der Klangtypus des Verses (II., kalt, groß, dramatisch nach Rutz) ist Kleistisch. Diesen Hinweis verdanke ich Herrn Prof. Saran.

hervor; Kunigunde steht hier einer Melusine noch ferner als in der letzten Fassung. Die Karrikatur, wenn man so will, ist in der Phöbusfassuug noch größer. Ihre ganz unglaublichen Toilettenkünste erhalten hier (II, 10) eine ausführliche theoretische Begründung. Mit sinnlichen Mitteln sucht sie „das unsichtbare Ding, das Seele heißt", zur Erscheinung zu bringen. Ihr ganzer innerer Zustand, wie sie ihn gesehen wissen will, soll im Äußeren dargestellt sein und so dem Mitmenschen die gewünschte Empfindung aufzwingen. „Nun erst, nun drück ich aus, was ich empfinde, und lehr' ihn so empfinden, wie er soll." Das ist möglich, so klingt eindringlich und etwas aufdringlich die Meinung des Dichters hindurch, weil die Sinne des Menschen so unzulänglich sind, weil es keine Möglichkeit gibt, das Innere seines Mitmenschen zu durchschauen. Viel schärfer konnte Kleist sein durch Kant bedingtes Haupterlebnis poetisch nicht darstellen. Hier ist der Gedanke geradezu auf die Spitze getrieben. Eine gleiche Verschärfung und Zuspitzung sehen wir an anderer Stelle. In der Phöbusfassung fällt Kunigunde dem Grafen von Strahl bei der ersten Begegnung urplötzlich zu Füßen mit den Worten: „Mein hoher und verehrter Herr!" auch weiterhin spricht sie ihn an: „mein erlauchter Herr", „mein Gebieter"; sie zeigt dieselbe Unterwürfigkeit wie Käthchen und gleicht ihr innerlich und äußerlich an Schönheit vollkommen. Das Dilemma ist für den Grafen hier noch größer. Zu Käthchen zieht ihn der Zug der Liebe, zu Kunigunde ziehen ihn die Sinne; eine Entscheidung ist nicht möglich. Daß der sympathetische Zug auf den göttlichen Traum zurückgeht, steht nicht in dem Phöbus, da die betreffende Szene fehlt, ist aber unbedingt anzunehmen, da die strenge Gegenüberstellung der beiden ersten Zusammentreffen mit Käthchen und Kunigunde notwendig auf die Traumszene hinweist; ferner findet sich schon das Mal (um Strahls Haften an sinnlichen Merkmalen anzudeuten) und andere Hinweise.

So ist es auffällig, daß in der ersten Fassung das ‚Träumerische' sehr stark betont ist; ja Strahl spricht einmal direkt von der „träumerischen Kunst", die der Grund ist, daß sie ihm so „abgöttisch" zugetan.

In der ersten Fassung sind sehr viele Züge mehr herausgearbeitet. Die Tragik der schrecklichen Isoliertheit des Menschen, der Gottheit und den Mitmenschen gegenüber, entspringend seiner

theoretischen Beschränktheit, kommt noch schärfer zum Ausdruck. Sprache, Verstand und Sinne legen sich wie eiserne Klammern um den Menschen und schließen ihn ab. Kleist klagt schon 1801 (Br. S. 198), daß es kein Mittel gibt, sich den anderen ganz verständlich zu machen, und daß der Mensch von Natur keinen Vertrauten hat als sich selbst. Die Brücke von Mensch zu Mensch wird aber im „Käthchen" geschlagen, indem Kleist auf die Sympathie Wielands zurückgreift, und so wird aus der Dichtung ein Hymnus auf das „sympathetische Gefühl", das alle menschlichen Gebrechen überwindet.

Das Hauptergebnis dieser Ausführungen ist, daß Kunigunde, soweit wir aus den vorliegenden Dichtungen sehen, nie als Melusinenwesen gedacht ist, auch bei dem Grundgedanken des Käthchen nie gedacht sein kann, sondern von Anfang an als poetischer Ausdruck einer Kleist gewaltig bewegenden Erkenntnis und ihrer Folgen ist. Nur so ist die Gestalt und die Idee des Ganzen zu verstehen, denn beide sind, wie wir gesehen, aufs engste verknüpft.

Es sei kurz der Versuch gewagt, eine Erklärung für die Überlieferung Bülows zu geben. Im Sommer 1808 lebte Ludwig Tieck in Dresden. Hier „erwarb er die Bekanntschaft Kleists, der eben sein Schauspiel „Käthchen von Heilbronn" vollendet hatte" (Ges. Schr., 1826, Einl. XXX). Sicher ist, daß überhaupt persönliche und wohl auch literarische Beziehungen zwischen ihnen bestanden haben, was vielfach bestritten ist. Denn in der Mitteilung „An die Interessenten des Journals Phöbus" nennt Kleist Juni 1808 als neu hinzukommenden Mitarbeiter Ludwig Tieck. Auch später finden sich noch Hinweise auf ein näheres Verhältnis Tiecks zu Kleist. Ed. Albanus schreibt 12. April 1832 an Tieck: „Ich glaube annehmen zu dürfen, daß Ihnen Reliquien eines Schriftstellers, wie Kleist und besonders eines Mannes, der in so naher literarischer Beziehung zu ihnen stand, nicht ganz unangenehm, vielleicht sogar interessant sein dürften" (Holtei, Briefe an Tieck II, S. 177).

Da Kleist so gern in schroffen Gegensatz zu Tieck gestellt wird (mit wenigen Ausnahmen, z. B. Walzel, D. R. und O. Fischer, Euph. 18, S. 520), so mögen hier einige wenig beachtete Stellen Platz finden, die nicht zu übersehen sind. Marie von Kleist schreibt an Tieck, der die Kleistausgabe vorbereitet, 3. März 1817: „Außerdem sind Sie noch der Geistesverwandte meines Vetters Heinrich, den er oft selbst für seiner Nächsten Einen erklärte. Jetzt wollen Sie noch seine Briefe herausgeben" (Holtei, Briefe an Tieck II, S. 173).

Das Interesse Tiecks für Kleist ist immer rege geblieben. Schon 1816 beginnen die Vorbereitungen für die Herausgabe von Kleists Nachlaß, der jedoch erst 1821 erscheint. In der Einleitung äußert sich Tieck ausführlich über das Käthchen, namentlich über die Kunigunde: „die märchenhafte Häßlichkeit der Kunigunde ist übertrieben, und für die Phantasie um so unmöglicher, sie sich vorzustellen, je mehr der Dichter das widerwärtige und unnatürliche Bild uns nahe bringen will. Dies ist wieder die Lust, über Natur und Wahrheit hinauszugehen."

Sehr richtig bemerkt Tieck die eindringliche Gestaltung von Kunigundens Charakter. Auch daß es unmöglich ist, sich dieses widerwärtige Bild vorzustellen, wird man ihm unumwunden zugeben. Sie ist eben nur aus den Intentionen des Ganzen, aus der harten Verknüpfung mit der Idee des Stückes zu verstehen, sie ist reine Konstruktionsfigur, kristallisierter Gedanke.

Tieck steht dieser Figur sichtlich ganz verständnislos gegenüber. Von einer ursprünglich geplanten Melusine sagt er aber nichts, was er doch sicherlich getan hätte, wenn Bülows Ansicht zu Recht bestände.

1846 taucht zum ersten Male die Mitteilung Bülows über die Melusine auf. Es hat den Anschein, als ob der Wunsch, anstatt Kunigunde, die man nicht recht verstand, ein Melusinenwesen zu sehen, sich schließlich zur Gewißheit verdichtet hätte. Auch äußere Anzeichen sprechen dafür. 1826—46 gab Tieck seine Schriften heraus. In den Einleitungen hatte er sich ausführlicher über sein „Donauweibchen" ausgesprochen, ohne daß er das Käthchen erwähnt, obgleich er eingehend über die Dresdener Zeit spricht. Da gab Bülow selbst eine „allerneueste Melusine" [1]) heraus, in der das Melusinenmotiv auf die Psyche einer Schauspielerin angewandt wurde. Bülow war sich, wie der Titel sagt, bewußt, das er eine lange Reihe von Melusinendichtungen vor sich hatte. In diesem Zusammenhange wird er mit Tieck gesprochen haben, bei dem sich dann die Erinnerung an seine eigene „Melusine" und „Donauweibchen", die mit dem „Käthchen" beinahe in demselben Monat entstanden sind, verwirrte. Möglich auch, daß Tieck in Dresden mit Kleist über seine eigenen Melusinendichtungen gesprochen und dies später auf das „Käthchen" übertragen hat. Im einzelnen wird man kaum Genaueres sagen können.

[1]) Ed. Bülow, Eine allerneueste Melusine-Novelle. Frankfurt a. M. 1849.

Lebenslauf.

Am 12. Februar 1888 wurde ich, Friedrich Wilhelm August Röbbeling, in Rübeland, Kr. Blankenburg a. H., als Sohn des verstorbenen Eisenbahninspektors Carl Röbbeling geboren. Ich besuchte das herzogliche Gymnasium in Blankenburg a. H., das ich Michaelis 1906 mit dem Zeugnis der Reife verließ. Dann studierte ich an den Universitäten Kiel, München, Berlin und Halle.

An Vorlesungen und Übungen, Proseminaren und Seminaren beteiligte ich mich bei folgenden Herren Professoren und Dozenten:

in Kiel: Baumgarten, Deussen, Eichhorn, Jacoby, Kauffmann, Neumann, Noack, Mayer-Reinach, Sudhaus, Wolff.

in München: v. Bissing, Bitterauf, Borinski, Burger, Geiger, Grauert, v. d. Leyen, Lindl, Lipps, Muncker, Otto, Paul, Pöhlmann, Riehl, Voll, Vollmer.

in Berlin: Baeseke, Delbrück, Friedländer, Herrmann, Kretzschmar, Riehl, Roethe, E. Schmidt, Schmitt, Schmidt, v. Wilamowitz-Moellendorf, Wölfflin.

in Halle: Bremer, Fester, Fries, Goldschmidt, Hartung, Hasenclever, Heldmann, Jahn, Kern, Lindner, Loofs, Menzer, Muff, Nebert, Philippson, Saran, Sommerlad, Strauch, Wissowa.

Allen diesen meinen hochverehrten akademischen Lehrern spreche ich meinen aufrichtigen Dank aus. Besonderen Dank schulde ich Herrn Prof. Dr. Saran für die Anregung zu der vorliegenden Arbeit und reiche Förderung im einzelnen.